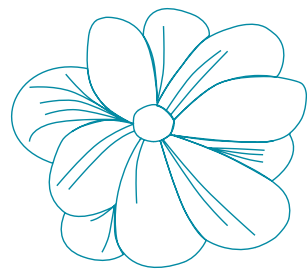


feminin



Ein Magazin über den Feminismus



feminin

Maturitätsarbeit 2020
Kantonsschule Zürcher Oberland
Betreut durch Franziska Meister

Anne-Sophie Skarabis, N6b
skarabis.annesophie@gmail.com

Liebes Lesepublikum

«Mit dieser radikalen Bewegung möchte ich nichts zu tun haben.» Es waren solche Reaktionen, die mir zuteilwurden, wenn ich Anfang dieses Jahres den Feminismus mit auch nur einen Wort erwähnte und welche mich dazu motivierten, ihn zum konkreten Thema meiner Maturitätsarbeit zu machen.

Im Laufe der letzten sechs Monate fiel mir auf, wie gespalten wir als Gesellschaft sind, wenn es um die Frauenrechtsfrage geht: Während die einen stark für die Notwendigkeit des Feminismus plädieren, dementieren andere ebenjene vehement. Wir verbringen unsere Zeit damit, darüber zu diskutieren, ob Feminismus tatsächlich notwendig ist, und verwandeln die Debatte somit zu einer gesellschaftlichen Hetze. Indem wir schwarz-weiss malen und eine Entweder-oder-Haltung einnehmen, geht unheimlich viel kostbare Zeit verloren, in welcher wir versuchen könnten, eine konstruktive Lösung zu finden. So schwer ist es nicht, einzusehen, dass es sich bei Feminist:innen nicht zwangsläufig um radikale, rachsüchtige Männerhasser:innen mit Aufmerksamkeitsdefizit handelt und dennoch wird dieses Narrativ von manchen aufrechterhalten.

Vielleicht wissen Sie schon längst, dass der Feminismus viel facettenreicher ist, als es obgenannte Behauptung vermuten lässt. Möglicherweise sympathisieren Sie aber auch mit ihr oder Sie haben sich noch nicht entschieden und möchten lediglich ein wenig Feminismusluft schnuppern. Die Gründe für Ihren Entscheid, diese Arbeit zu lesen, mögen vielfältig sein, doch hoffe ich, dass Sie ihm alle etwas entnehmen können. Neben Kommentaren, in denen ich meine Gedankengänge skizzierte, finden Sie auch informative Texte – vielleicht wollten Sie schon immer wissen, wer Ada Lovelace war, wie sich das Kaufverhalten der Frauen in den letzten Jahren veränderte oder wie Unternehmen unsere Unsicherheiten zu Geld machen. Auch jene von Ihnen, die gerne einen etwas tieferen Einblick in feministische Geschehnisse erhalten möchten, werden mit einer Fotostrecke über den Frauenstreiktag oder einer Reportage über das Basteln einer Vulva fündig.

Ziel dieser Arbeit ist es nicht, ein feministisches Kampfpamphlet an Sie zu bringen. Vielmehr handelt es sich um einen Versuch, Ihnen – liebe Leser:innen – verschiedene Aspekte des Feminismus darzubieten, damit auch Sie versuchen können, sich eine eigene Meinung zu bilden.

Es freut mich sehr, dass Sie sich dazu entschieden haben, diese Arbeit zu lesen.
Vielen Dank.


Anne-Sophie Skarabis

INHALT



6 Das Narrativ der Männerhasserinnen
Darüber, was Feminismus eigentlich ist.

24 Ein Fest der Freude – und politischen Notwendigkeit
Eine Reportage über das Zurich Pride Festival.

26 Die Zukunft des Sternchens
Ein Kommentar über die Gendersprache und ihre Hintergründe.

50 Eine Retrospektive auf den Frauenstreiktag
Erfolgreich oder eher nicht? Wie war der Frauenstreik nun? Ein Fazit.

52 Eine Vulva entsteht selten allein
Eine Reportage über die Entstehung einer Vulvaskulptur an der KZO.

56 Das Verhängnis der Schwarzweissmalerei
Warum wir versuchen sollten, aufzuhören, in Schubladen zu denken.



- 59 Spagat zwischen
Kindererziehung und Beruf**
Verena Schulemann über das
Alleinerziehendsein.

- 62 Von feministischer
Philosophie**
Ein Interview mit dem Philosophen
Dominique Kuenzle.

- 67 Der vermeintliche Kampf
gegen die Männer**
Stefan Wittwer über die Rolle der Männer
in der Frauenbewegung.

- 68 Über den Aufschwung
der Misogynie**
Über Frauenfeindlichkeit und ihre neue
Position in der Gesellschaft.

- 71 Auf der Suche nach
Frauen in der Politik**
Über die Position von Schweizer Frauen in
der Politik.

- 76 Ein Plädoyer für
das Selbstvertrauen**
Warum es für Frauen so wichtig ist, mehr
Selbstvertrauen an den Tag zu legen.

Kommentar

Das Narrativ der Männerhasserinnen

Feminismus ist in aller Munde. Alle reden darüber und doch scheint niemand zu wissen, in welche Richtung er sich bewegt. Wie auch? Eine einheitliche Bewegung ist der Feminismus längst nicht mehr. Eine Bewegung ja, vielleicht, aber in welche Richtung bewegt sich etwas, wenn es auf etlichen Wegen zugleich unterwegs ist? Ein Versuch, den Feminismus festzuhalten.

Nur allzu gerne werden Feminist:innen von Kritiker:innen als notorische Männerhasser:innen mit Aggressionsproblemen und einem Drang zu Radikalismus bezeichnet. Ihre Aktionen und Forderungen werden despektierlich belächelt oder als so martialisch empfunden, dass sich einige bereits von der symbolischen Faust zutiefst bedroht fühlen und Angst davor haben, dass Frauen die Macht ergreifen wollen.

Seit 1981 der Gleichstellungsartikel in der Verfassung verankert wurde, scheint Feminismus für manche eine völlig überflüssige Angelegenheit geworden zu sein und tatsächlich, die gesetzliche Diskriminierung ist grösstenteils zu einem Relikt der Vergangenheit geworden. Dennoch kam die Feminismusbewegung seither zu keinem Stillstand und erlebte vor allem in den letzten Jahren durch Internetrends wie #MeToo oder #Aufschrei ein Comeback. Anliegen wie der Gender Pay Gap und der Mangel an Frauen in Führungspositionen verstärkten diesen Effekt und sorgten für immense mediale Aufmerksamkeit. Eine grössere Kontroverse könnte dies nicht hervorrufen; die Diskrepanz zwischen Befürwortung und Ressentiment ist enorm.

Immer mehr Menschen fragen sich, was der Feminismus eigentlich ist. Eine genaue Antwort gibt es nicht, al-

le verbinden etwas anderes mit der Bewegung. Ist sie für manche nur Bestandteil einer Entkoppelung des sich etablierten kapitalistischen Systems, so mag sie für andere ein Sprungbrett für die Selbstentfaltung eines jeden Menschen sein. Wer jedoch denkt, es gehe um radikalen Männerhass oder um eine Machtübernahme, hat die Quintessenz nicht richtig erfasst. Feminist:innen setzen sich dafür ein, dass alle Menschen unabhängig von Geschlecht und sexueller Orientierung gleichberechtigt leben können und nicht täglich mit Vorurteilen konfrontiert und in eine bestimmte Rolle gedrängt werden.

Die Sünde des Zufriedenseins

In meinem Alltag werde ich immer wieder Zeugin von Situationen, in welchen Frauen sich schlechtreden und ihre Fähigkeiten um ein Vielfaches unterschätzen. Lieber halten sie sich zurück und reden sich ein Gefühl der Minderwertigkeit ein. Der Druck, den sich Frauen unter anderem wegen ihres Aussehens machen, ist stupend. Zufrieden mit sich selber zu sein, scheint einer Sünde gleich. Wagt es eine Frau doch einmal, laut ihre Meinung zu sagen, so ist oft unverzüglich von einem unangenehmen Mannweib die Rede. Es kommt die Frage auf, ob Frauen in Führungspositionen schlechter vertre-

ten sind, weil sie weniger qualifiziert sind oder weil sie sich nicht trauen, für sich einzustehen und aufzustreben - unter den Fortune 500 CEOs befinden sich gerade mal 33 Frauen und hierbei handelt es sich um ein Rekordhoch.

Feminist:innen möchten Frauen nicht dazu zwingen, eine Führungsposition anzustreben. Sie möchten ihnen lediglich vermitteln, dass es nicht notwendig ist, sich ständig herabzuwürdigen und dass Frauen alles, was sie sich zum Ziel gemacht haben, auch wirklich verfolgen und sich zutrauen können. Die Tatsache jedoch, dass Frauen noch immer auf ihren Körper reduziert werden, sexuelle Gewalt ein anhaltend präsent Thema ist, ein Gender Pay Gap existiert, die Elternurlaubsregelungen stark zu wünschen übrig lassen, das Rentenalter nicht geschlechtsneutral ist und homosexuelle Paare keine Ehe schließen dürfen, zeugt davon, dass vieles geändert werden kann und muss. Alle sollten das Recht haben, das zu tun, was ihnen beliebt, solange sie damit niemandem schaden. Damit das Hindernis potenzieller geschlechtlicher Diskriminierung endgültig verschwindet, gibt es auch noch heute Feminist:innen.

Für den Zusammenhalt

Es ist nicht abzustreiten, dass auch Feminismus seine Mängel aufweist, es intern immer wieder zu Differenzen kommt und mancher Aktivismus bei Teilen der Bevölkerung nicht gut ankommt, doch geht es uns allen schliesslich um das Gleiche. Im Endeffekt bezeichnet Feminismus den Wunsch nach gleichen Möglichkeiten für alle. Nehmen Sie sich - liebes Lesepublikum - einen Moment Zeit, um feministische Anliegen zu reflektieren. Auch Ihnen sollte bewusst werden, dass wir noch lange nicht da sind, wo wir sein könnten. Wenn wir alle vom lächerlichen Männerhassbild eines vermeintlich radikalen Feminismus abkommen und realisieren, worum es wirklich geht, können wir die Gleichstellung schneller erreichen. Dazu gehört auch eine kollektive Bewusstseinsbildung; das Engagement aller ist wichtig, damit

die Differenzen gemeinsam überwunden werden können. Hören Sie zu und öffnen Sie die Augen - auch ausserhalb Ihrer ganz persönlichen Echokammer - trauen Sie sich, etwas zu sagen, und geben Sie sich nicht der Stromlinienform Ihres Umfelds hin, wenn diese nicht die Richtung anpeilt, die Sie als richtig empfinden. Nur so wird es uns gelingen eine bessere, fairere Zukunft mitzugestalten.



This is what a feminist looks like

Wie wurde sie zur Feministin, wie lebt es sich in ihrem Beruf und wie lassen sich diese beiden Dinge vereinbaren? Ein Portrait von Julia Korbik.

«Eine Journalistin schrieb einst über mich, ich hätte meine Haare schwarz gefärbt, weil Simone de Beauvoir schwarze Haare hatte. Und das, obwohl Schwarz meine Naturhaarfarbe ist und nicht die von Simone de Beauvoir», sagt Julia Korbik kopfschüttelnd. Die Wahlberlinerin sitzt an einem kleinen Tisch in einem Café in Berlin Schöneberg. Vor ihr liegt ein Buch, daneben steht eine Tasse Kaffee, die Umgebung ist wohligh, es ist dunkel, das Mobiliar ist bequem, an den Wänden stehen Bücherschränke, ausserdem hängen allerorts Bilder. Korbik scheint sich hier wohlfühlen, wie auch sonst in der Welt der Bücher und des Geschriebenen. Sie ist Autorin und arbeitet als freie Journalistin. Schon während ihrer Schulzeit schrieb die Journalistin immer wieder für die Kinder- und Jugendseite der Westdeutschen Allgemeinen Zeitung in Herne. Es sollte eine Leidenschaft werden, die sie nie loslassen würde. Während ihres Studiums der European Studies und Kommunikationswissenschaften, für welches sie zwischen dem französischen Lille und dem deutschen Münster hin und her pendelte, arbeitete sie bis 2011 weiter als freie Mitarbeiterin bei der

WAZ, machte 2008 ein Praktikum beim Norddeutschen Rundfunk und 2010 bei cafébabel, wo sie seither als Kommunikationsmanagerin und Übersetzerin ehrenamtlich arbeitet. Nach ihrem Studium verschlug es Korbik im Jahr 2012 nach Berlin, wo sie bei der Zeitung The European arbeitete. In der Hipsterstadt bleiben wollte sie ursprünglich nicht, heute bewohnt sie sie noch immer.

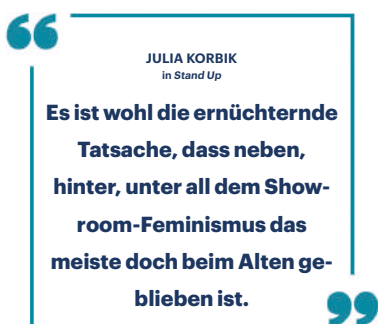
Solidarität

2014 veröffentlichte Korbik ihr erstes Buch *Stand Up*, ein Werk über den Feminismus, welches sie als ihren ganzen Stolz betitelt und in welchem sie die Lesenden in den Feminismus einführt. «Am liebsten schreibe ich über Politik und Popkultur aus feministischer Sicht.» Auch ihre beiden anderen seither veröffentlichten Bücher *Oh, Simone* und *How to be a Girl* behandeln den Feminismus. «Ich selbst fing im Alter von 17 Jahren an, mich mit dem Feminismus auseinanderzusetzen. Damals waren es Bücher wie jene von Simone de Beauvoir, welche mich in das Thema einführten. Ich war begeistert und dachte mir, wenn Beauvoir Femi-

nistin ist, dann muss ich das auch sein. Mir waren schon immer komische Dinge aufgefallen, aber so richtig identifizierbar waren sie für mich nie. Feminismus half mir dabei, ein wenig besser durchzublicken und zu verstehen, warum mein Sportlehrer meine Liegestützen immer so verblüfft loben musste.» In ihrem Buch *Stand Up* bezeichnet Korbik den Feminismus gar als Waffe, um den ganzen Mist zu durchschauen. Er helfe, zu erkennen, dass das, was schieflaufe, dies vor allem aufgrund struktureller Fehler tue. «Es geht mir dabei auch um Solidarität für jene, denen es schlechter geht und die unter Ungerechtigkeiten mehr zu leiden haben als ich.»

Die Schriftstellerin und Europaliebhaberin könnte sich ein Leben ohne den Feminismus nicht mehr vorstellen, doch stellt sie den Hype, welcher in den letzten Jahren um das Thema entstand, ein wenig infrage. «Inzwischen wird man fast überall mit dem Feminismus konfrontiert. Praktisch in jedem Geschäft findet man T-Shirts mit der Aufschrift «This is what a feminist looks like», es wird Werbung mit dem Thema gemacht und plötzlich sind alle Feminist-in-

nen. Das ist ja schön und gut, allerdings bedeutet Feminist-in sein nicht, ein T-Shirt zu tragen, welches auch noch in prekären Verhältnissen hergestellt wurde.» Für die 31-Jährige ist Feminismus eine Geisteshaltung, zu der auch Taten gehören. Zu sagen, man sei Feminist-in, aber nichts zu der Thematik beizusteuern, bringe nicht viel. Dies könne dem Feminismus die Ernsthaftigkeit nehmen, denn wenn plötzlich alle reden, aber niemand mehr etwas unternehme, dann kämen wir auch nicht weiter.



«Mein Vater ist ein kleiner Chauvinist.»

Auf die Frage, wie ihre Familie damals mit ihrem feministischen Wandel umgegangen sei, antwortet sie mit einem kurzen Schmunzeln. «Ich bin in einer Familie mit traditioneller Rollenverteilung im Ruhrgebiet aufgewachsen. Meine Mutter verhält sich eher gemässigt, was so Themen angeht und mein Vater ist manchmal ein kleiner Chauvinist. Meine Mutter kaufte mir damals aber dennoch die Bücher und unterstützte mich immer in meinen Interessen. Als ich dann mein erstes Buch auf den Markt brachte, waren sie beide unheimlich stolz auf mich. Ich habe wichtige Dinge von meinen Eltern mit auf den Weg gegeben bekommen. Zum Beispiel, dass ich mein eigenes Ding durchziehen solle. Dabei unterstützen sie mich, auch wenn sie sich als sicherheitsorientierte Menschen teilweise um das Risiko meines Berufes sorgen.»

Als Freelancerin weiss Korbik nie genau, wie es um ihren Job steht. «Ich habe mein Schicksal selbst in der Hand und manchmal erfordert es eine gewisse Menge an Motivation, um sich wirklich zum Arbeiten durchzuringen. Aber ich bin da sehr konsequent und lege meine Arbeitszeiten genau fest. Ausserdem bin ich sehr organisiert. Das ist sicher ein Vorteil.» Wo das Geld herkommt, ist für die Texterin nie ganz sicher. Sie ist darauf angewiesen, Aufträge zu bekommen, daher empfiehlt sie auch die Arbeit mit einer Agentin. «Manchmal gibt es Zeiten, in denen ich etwas weniger Geld verdiene, dann läuft es wieder relativ gut. Man ist sicherlich auf Gespartes angewiesen. Lange Zeit hatte ich überhaupt kein Bock, mich mit der Altersvorsorge auseinanderzusetzen, doch das ist als Selbstständige sehr wichtig. Inzwischen habe ich einen Fond angelegt. Die Sache mit dem Geld ist etwas schwierig, allerdings waren auch meine alten Jobs nie wirklich sicher. Es wurden willkürlich Leute entlassen und man wusste nie, wie es um einen stand.»

Die Feministin

Selbstständig zu sein, bedeutet für die 31-Jährige, ihre Leidenschaft und ihre Geisteshaltung vereint zum Beruf gemacht zu haben. Sie ist Journalistin und sie ist Feministin. Als Freiberuflerin kann sie dies bestens miteinander vereinen. Allerdings wünscht sich die junge Frau auch manchmal ein ganz normales Gespräch, in dem sie nicht als *die* Feministin am Tisch vorgestellt wird. «Sobald das mal jemand über mich sagt, bin ich in der ganzen Runde oft sofort *die* Feministin und dann geht es halt darum. Feminist-innen sind ja auch einfach Menschen mit einer ganz eigenen Persönlichkeit. Manche Leute wollen einen aber tes-

ten und fragen dann unter anderem nach fünf konkreten Massnahmen oder Beispielen, die den Feminismus begründen und Lösungen aufzeigen. Klempner-innen werden doch auch nicht ständig und überall gefragt, wie sie sie Toiletten reparieren.»

Mit der Zeit hat sich die junge Frau mit den Vorurteilen abgefunden, die ihr aufgrund ihres Bekenntnisses zum Feminismus entgegengebracht werden. Sie habe sich als Feministin weiterentwickelt, sagt sie. Was manche Dinge angeht, sei sie früher radikaler gewesen sein, bei manch anderen jedoch viel gemässiger. Für die Journalistin ist klar, dass Machtstrukturen überwunden werden müssen, die viele Menschen noch immer marginalisieren. Man muss sich nicht unbedingt als Feminist-in bezeichnen, um etwas zu der Bewegung beizutragen. «Am Ende geht es um die Haltung. Feminismus erfordert Taten und das ist das Wichtigste.»

Die schwammige Grenze zwischen Feminismus und Anarchismus

Wie frei sind wir eigentlich? Diese Frage stellt sich Margarete Stokowski in ihrem Buch *Untenrum frei* und blickt auf der Suche nach der Antwort zurück in ihre eigene Vergangenheit, durchleuchtet geschichtliche Ereignisse und legt Fakten auf den Tisch. Eine Kritik.

Margarete Stokowski ist wütend, aber sie kann darüber lachen, denn der «ganze alte Scheiss» sei eh längst am Einstürzen. Mit «ganzer alter Scheiss» betitelt sie patriarchalische Herrschaftsstrukturen, aufgrund derer Frauen tagtäglich den Kürzeren ziehen. Ihre Hauptthese lautet: «Wir können untenrum nicht frei sein, wenn wir obenrum nicht frei sind.» Es geht um die kleinen Dinge - uns selbst, unseren Körper, unser Befinden, Sex. Dinge, über die nun mal kaum jemand spricht. Aber es geht auch um die grossen Dinge - das System, Macht und Herrschaft. Dinge, über die ebenfalls niemand spricht.

“
MARGARETE STOKOWSKI
in *Untenrum frei*

**So ziemlich alle Sätze,
die mit «Im Feminismus
dürfen Frauen nicht...» an-
fangen, sind falsch.**
”

Untenrum frei erzählt Margarete Stokowskis eigene Geschichte. Es ist ein Buch über das Erwachsenwerden, ein Buch über Sex und ein Buch über die Emanzipation der Frau. Und am Ende stellt sich heraus: Eigentlich sind all diese Dinge nur Teil eines grösseren Ganzen - Teil einer strukturellen Ungerechtigkeit.

Der Autorin gelingt es, ihre eigenen Erfahrungen und Erlebnisse sowie Fakten und Beobachtungen in den Text einfliessen zu lassen. Ihr Tonfall dabei ist locker, etwas polemisch, ironisch und sarkastisch - vor der Wahrheit schrickt sie nicht zurück. Warum sollte sie auch? Viel eher blickt sie ihr direkt ins Auge, analysiert die Dinge, wie sie sind, und macht ihnen somit eine Kampf-ansage. Sie erzählt von Essstörungen, sexueller Gewalt und Selbstverletzung. Wissen sei Macht, sagt sie, doch wüssten wir das Falsche. Wir würden Frauenzeitschriften lesen, die uns einreden, wir seien nicht gut genug, zu dick, zu hässlich, zu unattraktiv und lernten im Aufklärungsunterricht im schlimmsten Fall nur, dass das, was die Frau da unten hat, eine Spalte ist.

Mit der Haarentfernung geht es los

Stokowski selbst litt an einer Essstörung und war lange untergewichtig, doch scherte sie das nicht. Vielmehr wollte sie noch dünner oder eben «noch besser» werden. Frauen, sagt sie, würden in solchen Zeitschriften zu Objekten, deren einziges Ziel es sei, Männern zu gefallen; hierfür sollten sie sich selbst möglichst zu etwas dezimieren, was mehr einer Puppe als einem menschlichen Wesen gleicht. Auch sonst müssten Frauen stets allen gefallen; sie sollten empathisch, organisiert und liebenswürdig sein und ausserdem einem gewissen Schönheitsideal entsprechen.

Spätestens ab der ersten Haarentfernung werde das Frausein - oder zumindest das, was uns unter Frausein beigebracht wird - dann zur Arbeit und das gelegentliche Hübschmachen, was zuvor noch einer Spielerei gleich, zu einer grossen Anstrengung, wenn nicht sogar Qual.

Eingetrichtert werde uns ein solches Bild der Frau laut Stokowski vor allem in Werbung und Medien. Überall sähen wir Frauen, die in grotesken Posen oft spärlich bekleidet für Dinge werben, die man zuallerletzt mit Nacktheit in Verbindung bringen würde. Mit der Realität hätten diese Frauen nur noch wenig zu tun. Vielmehr seien sie durch kosmetische

Vor- und elektronische Nachbereitung zu unrealistischen Figuren geworden, welche man zwar betrachten dürfe, welche man jedoch nicht hören solle. Gesehen zu werden, heisse nicht automatisch, auch gehört zu werden. Wir sähen Frauen überall, aber in Machtpositionen sähen wir sie nirgendwo, und wenn



MARGARETE STOKOWSKI
in *Untenrum frei*

Es ist weit verbreitet, Frauen als Menschen mit Geschlecht zu betrachten und Männer als Menschen. Chefinnen haben einen «weiblichen Führungsstil», Männer einen eigenen.



doch, würden diese Frauen sich maskulinisieren, sich eine tiefere Stimme antrainieren und versuchen, nicht herauszustecken aus diesem Meer von Anzugträgern. Wie soll sich daran etwas ändern? Solang Frauen untenrum nicht frei sind, wie sollen sie es dann obenrum sein?

Systemwandel

Stokowski hinterfragt das System und fordert einen Wandel. Sie selbst bezeichnet sie als Anarchistin, die nicht viel von Machtstrukturen oder Hierarchien hält. Der Feminismus ist für sie nur Teil der Abkoppelung vom kapitalistischen System,

welches mit Schuld trage an den patriarchalischen Strukturen, die einen so massgeblich negativen Einfluss auf unsere Gesellschaft haben. «Wir haben die Fesseln des Patriarchats nicht gesprengt, sondern sind mit ihnen shoppen gegangen», schreibt die Autorin und antwortet damit jenen, die behaupten, im Zuge der letzten Jahre Zeug:innen sexueller Befreiung geworden zu sein. Denn Freiheit für eine kleine, unter sich gleichberechtigte Avantgarde sei nichts wert, vor allem nicht dann, wenn es die Freiheit einiger weniger ist, die an Deck Gin Tonic schlürfen, während die Massen im Maschinenraum schuften. Wirkliche Freiheit müsse noch erreicht werden – Stokowskis Ziel? Die Abschaffung von Herrschaft.

Mit dem Buch gelingt es Stokowski, auf Vorurteile und längst überholte, teils groteske Normen und Stereotypen aufmerksam zu machen, welche unseren Alltag auch heute noch prägen. Sie schreibt offen und ehrlich und auch wenn sie die Dinge mancherorts etwas radikalisiert und Extreme an die Wand malt, regt sie zum Nachdenken an. Man muss nicht in allen Punkten mit der Autorin einverstanden sein, um einzusehen, dass sich noch einiges ändern kann und auch sollte, um die wirkliche Gleichberechtigung zu erlangen und uns von unterdrückenden Stereotypen zu befreien. Ab und an sollte man auch Gegebenes hinterfragen und sich nicht einfach damit zufriedengeben, denn auch hinter Sätze, die in Stein gemeißelt sind, solle man laut Stokowski ab und an ein Fragezeichen malen.

Margarete Stokowski: «Untenrum frei». Rowohlt, Reinbek. 256 Seiten, Fr. 18.95.-





Eigene Illustration nach Original
von Alfred Edward Chalon unter CCO

DIE DICHTERIN DER ZAHLEN

Über die britische Mathematikerin, die bereits im 19. Jahrhundert unsere Zukunft revolutionieren sollte. Und das in einer Zeit, als Frauen noch nicht mal den Universitäten dieser Welt studieren durften.

In der Welt der Zahlen hatten Frauen lange Zeit nichts verloren. Es war eine Welt der Männer, von Männern für Männer. Dennoch gab es einige Frauen, die Grosses vollbrachten. Augusta Ada Byron King, spätere Gräfin von Lovelace, war eine von ihnen und sie prägte unsere Zukunft stärker, als es ihr jemals bewusst sein sollte: Indem sie den weltweit ersten Maschinalgorithmus schrieb, wurde sie unbewusst zur ersten Person, die je programmierte und somit den Grundstein für eine die Welt verändernde Technologie legte.

Ada Lovelace, geboren 1815, war die Tochter des prominenten britischen Dichters George Gordon Byron und seiner Frau Anne Isabelle Milbanke, deren Ehe jedoch nur ein Jahr andauerte. Die kleine Ada war keinen Monat alt, als ihr Vater sie verliess. Fortan wurde ihr Leben von ihrer Mutter dominiert, die allen Lehrern und Gouvernanten ihrer Tochter auftrug, sie auf die Mathematik und Musik zu trimmen. Getrieben vom Hass auf den Ehemann, der sie verlassen hatte, setzte sie alles daran, dass ihre Tochter nie die Leidenschaft am Schreiben finden würde, die ihren Vater einst so berühmt gemacht hatte. Sie fürchtete sich davor, dass ihre Tochter nach deren Vater

kommen würde und versteckte daher jegliche Gedichte, die der Lord je geschrieben hatte, damit Lovelace diese - zumindest in den ersten Jahren ihres Lebens - nicht zu lesen bekommen würde. Ziel war es, dem kleinen Mädchen die mathematische und musische Disziplin, wie ihre Mutter diese nannte, einzuflössen, bis in ihr auch der letzte Funke Poesie erstickt war. Dies gelang weitestgehend: Aus Lovelace wurde eine hochbegabte Mathematikerin und talentierte Musikerin, die noch heute als Schöpferin der Computerprogrammierung bekannt ist.

Eine legendäre Bekanntschaft

Im Alter von 17 Jahren traf Lovelace erst mal auf ihren späteren Arbeitskollegen Charles Babbage. Zur damaligen Zeit lernte sie gerade die Welt kennen: Sie ging auf Bälle und zu Feierlichkeiten und sehnte sich danach, Menschen kennenzulernen, die ihre Liebe zur Mathematik, der Musik und dem Reiten teilten. In Babbage, den sie auf einem dieser Bälle kennenlernte, fand Lovelace endlich jemanden, der ihr mit seinem Intellekt und Verständnis für die Mathematik in nichts

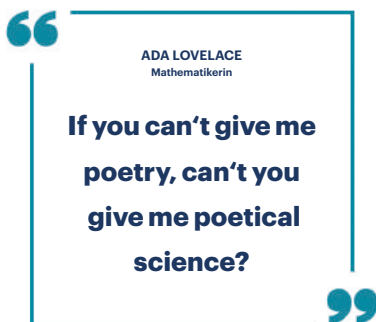
nachstand. Babbage arbeitete damals an einem Konzept für eine analytische Maschine, welche komplexe Rechenprobleme durch einen Algorithmus lösen sollte, in welches er Lovelace einweihete und so kam es, dass die Welt der Computer mit einem futuristisch denkenden Babbage und Lovelace begann, die mehr von der Analysemaschine zu verstehen schien als deren Erschaffer selbst.

Die Sprache der Mathematik

Aufgrund ihres Geschlechts war es für die Gräfin nicht möglich, ihre Ideen mit jedermann zu teilen, Frauen waren in den Wissenschaften noch immer nicht allzu gerne gesehen, doch für Babbage schien ihr Geschlecht kein Problem darzustellen. Sie bezeichnete sich als «Fee», die mit Babbages neuer Erfindung, der Analysemaschine, Taten vollbrachte und er nannte sie seine «Interpreting». Da es Lovelace als Frau damals nicht erlaubt war, sich ohne Weiteres frei zu bewegen und sich somit jederzeit mit Babbage zu treffen und mit diesem ihr Wissen zu teilen, blieb ihnen nur eine Art und Weise zu korrespondieren: das Schreiben.

Eine Lebensaufgabe

So kam es, dass entgegen allen Bemühungen der Mutter, ihrer Tochter jegliche Freude am Schreiben zu nehmen, die Fähigkeiten des Vaters die junge Frau überkamen: Ihre Liebe zur Mathematik verknüpfte sie mit ihrer Fähigkeit, Worte zu gebrauchen. Nebst ihrem Briefaustausch mit Babbage widmete sie sich der Übersetzung eines von Luigi Ferdinando Menabrea auf Französisch geschriebenen Aufsatz über Babbages analytische Maschine aus dem Jahr 1842. Babbage und Lovelace empfanden es als äusserst wichtig, einen solchen Bericht auch in der englischen Sprache zu veröffentlichen und Lovelaces ausgezeichnete französische Sprachkenntnisse kamen ihnen gelegen. Im Laufe ihrer Arbeit vertiefte sich Lovelace immer mehr in das Projekt und fügte dem Bericht mehr und mehr Details über die Maschine an, die im Originalartikel einst nie vorhanden waren.



Ihre Liebe zu der Maschine wuchs so stark an, dass sie sie als ihr eigenes Kind bezeichnete, der sie tatsächlich mehr Zeit widmete als ihrer eigenen Familie. Mit 19 Jahren hatte sie den angesehenen Lord William King, Earl of Lovelace geheiratet, der sie als Frau in der Mathematik zwar gewähren liess, mit dem sie jedoch keine glückliche Ehe führte. Als sie nach der Geburt ihres dritten Kindes im Alter von 23 Jahren noch schwer erkrankte, stürzte sie sich als Ablenkung in die Arbeit

und fand in ihr ein Auffangnetz. Die Hingabe zu der Maschine liess sie ihre gesundheitlichen Probleme, wie auch ihre Familie vergessen. Lovelace gab ihr ganzes Herzblut für die Übersetzung her, sie sah in der analytischen Maschine nicht einfach nur eine Rechenmaschine. Vielmehr hatte sie die Vision eines Computers, der Programme ausführen konnte und sie verbrachte Stunden damit, den wissenschaftlichen Artikel zu übersetzen und ihn mit Informationen zu modifizieren, welche die Nützlichkeit und die Zuverlässigkeit der Maschine erweiterten. Babbage und sie überprüften ihre Arbeit wieder und wieder, bis am Ende ein publikationsreifes Stück entstanden war. Nun bot sich nur noch ein Problem: Sie war eine Frau.

Die grösste Hure Londons

Nur wenige hätten damals die mathematische Arbeit einer Frau ernst genommen oder gar akzeptiert und es war Babbage, der die Mathematikerin erst dazu bringen musste, ihre Arbeit überhaupt mit den Initialen A.A.L. zu unterschreiben. 1844 - Ada war gerade 29 Jahre alt - wurde ihr Stück publiziert und es sollte der einzige Artikel bleiben, den sie je veröffentlichte. Babbage und Lovelace arbeiteten nicht weiter an Projekten mit der analytischen Maschine, stattdessen versuchten sie sich in der Wettindustrie und fokussierten sich auf eine mathematische, vermeintlich erfolgssichere Methode der Pferderennwetten. Diese scheiterte jedoch kläglich, was ihnen einen grossen Berg Spielschulden hinterliess und auch sonst heimste Lovelaces Leben keine weiteren Erfolge ein. Ihre Ehe stimmte sie unglücklich und in gesellschaftlichen Kreisen war sie nicht nur als brillierendes Mathegenie bekannt. Zahlreiche Affären, Drogendelikte und ihre Spiel-

schulden liessen sie auch unter dem Namen «die grösste Hure Londons» publik werden. Gesundheitlich ging es ihr immer schlechter, es schien aussichtslos.

Ada Lovelace schied im jungen Alter von 36 Jahren von dieser Welt, sie starb an Gebärmutterhalskrebs. Dreissig Jahre nach ihrem Tod wurde ihrem Artikel ihr voller Name angefügt. Zu einer Zeit, in der die grossen Universitäten Oxford und Cambridge noch keine Frauen zulassen, Frauen bei mathematischen Unterredungen nicht willkommen waren und nicht am Diskussionstisch gesehen werden sollten, war sie es, die das erste Computerprogramm schrieb, das die Welt je sehen sollte - 100 Jahre bevor es sich die ersten Unternehmen zur Aufgabe machen würden, die neomodischen Maschinen zu entwickeln. Mit ihrem Prinzip des Inputs, der Verarbeitung und eines Outputs legte sie die Grundlage für die Computerprogramme heute und wird daher gerne als einer der ersten Programmierinnen gefeiert - und das in einer sonst von Männern geschaffenen Welt.

Wie Unternehmen unsere tiefsten Ängste wecken, um an Geld zu kommen

Von riesigen Werbeplakaten bis hin zu Fernsehspots und nun auch Social Media – die Massenmedien nutzen unsere Unsicherheiten gezielt aus, um Produkte zu vermarkten und zu verkaufen. Es ist ein bitterer Aspekt der heutigen Werbung: Sie prangert Verwundbarkeiten an und fördert unsere tiefsten Ängste, um an Geld zu kommen. Der Clou? Es funktioniert – bereits als Marketingnovize lernt man, dass jene Kund:innen, die sich inferior fühlen, die besten sind.

Menschen kaufen dann etwas, wenn sie glauben, es würde ein vorhandenes Problem lösen. Möchte man also mehr verkaufen, muss man den Anschein erwecken, es gäbe auch dort Probleme, wo eigentlich gar keine vorhanden sind. Somit versuchen Unternehmen stets, einer möglichen Kundschaft vermeintliche Bedürfnisse ins Gehirn zu injizieren. Die Message? – «Mit unserem Produkt wärst du besser dran.» Was anfänglich noch nach einer logischen Marketingstrategie klingen mag, ist jedoch häufig herzlos, denn einige Unternehmen schrecken nicht davor zurück, die Unsicherheiten der potenziellen Verbraucher:innen auszuschlachten, ihre Verwundbarkeiten und Ängste anzuprangern und sie ständig an ihre Misserfolge und Makel zu erinnern. Kontinuierlich wird uns ins Gedächtnis gerufen, dass unser Leben viel besser sein könnte und wir nicht perfekt sind, aber doch viel perfekter sein könnten.

Circa 60% der Frauen fühlen sich in ihrem Körper nicht wohl und ver-

spüren den Druck, einem Schönheitsideal nachzueifern, welches oft gar nicht zu erreichen ist. Die Opfer, welche viele Frauen hierfür erbringen, sind überwältigend. Dankend greifen Unternehmen solche Komplexe auf und profitieren ergiebig, indem sie eine Masse von Produkten anbieten, welche die von Frauen wahrgenommenen Fehler angeblich beheben und ihnen auf dem «Weg der Besserung» behilflich sein können.



Mehr als nur Konsum

Häufig hinterlässt solche Werbung ein noch schlechteres Selbstwertgefühl, insbesondere dann, wenn

die Werbebilder unrealistische Inhalte an die Öffentlichkeit tragen - in der Beauty- und Modeindustrie wird so gut wie jede Anzeige durch Mittel wie zum Beispiel Photoshop im Nachhinein verändert. Zwar ist den meisten Frauen heute bewusst, dass Anzeigen, so wie sie in den grossen Kaufhäusern hängen, zumeist nicht der Realität entsprechen, doch bringen sie nichtsdestoweniger negative Nebenwirkungen mit sich. Frauen tendieren dazu, sich stärker zu vergleichen, und haben grundsätzlich ein schlechteres Selbstwertgefühl; in einer Welt voller idealistischer Wunschvorstellungen führt dies dazu, dass sie versuchen, sich noch stärker zu vergleichen. Somit geht die Marketingstrategie der Firmen

jedes Mal aufs Neue auf: Getrieben von Verzweiflung, gefangen in den Ketten ihrer eigenen Komplexe, verstärkt durch die ständige Exposition mit Werbung und hoffend, dass dieses Mal vielleicht doch ein Wunder geschehen wird, kaufen Frauen fortwährend neue Produkte.

Doch hat das Anwerben durch Unsicherheiten komplexere Folgen als ein für Unternehmen florierendes Geschäft. Das Selbstvertrauen der Frauen wird langfristig geschädigt, was psychische Störungen wie Depression oder Essstörungen zur Folge haben kann, welche oft eng miteinander verknüpft sind; laut Studien sind Frauen fünfmal anfälliger für gestörtes Essverhalten als Män-

ner. Zudem hat sich die Anzahl Essstörung mit verstärktem Aufkommen der Massenwerbung - auch durch neue Werbekanäle wie Social Media - dramatisch erhöht.

1 VON 4 FRAUEN

gibt an, an psychischen oder emotionalen Störungen, wie zum Beispiel einer Depression, Essstörung oder beabsichtigter Skarifizierung zu leiden.

DATENQUELLE: SCHWEIZERISCHES GESUNDHEITSSERVATORIUM

Im April 2017 berichtete der Michigan Daily in einem Artikel über die US-amerikanische Soziologin



Jean Kilbourne. Diese weist darauf hin, dass die ständige Konfrontation mit solcher Werbung zu einem internalisierten Sexismus beitragen kann. Indem Frauen beginnen, ihr Aussehen zur höchsten Priorität zu machen, dezimieren sie ihren eigenen Wert auf einen sonst eigentlich so marginalen Aspekt. Durch das ständige Streben nach ästhetischer Perfektion vernachlässigen Frauen ihre anderen Fähigkeiten und verlieren folglich auch den Glauben an diese.

Kilbourne artikuliert ferner, dass die unerreichbaren weiblichen Ideale, welche oft durch die Werbung gesetzt werden, nicht nur Frauen, sondern auch Männer beein-

flussen, namentlich deren Sicht auf die Frauen in ihrer Umgebung, welche sexualisiert wird und somit auch Männern ein unrealistisches Idealbild vor Augen setzt, was den Druck auf Frauen wiederum verstärkt. Zwar sind auch Männer vor - von Bearbeitungsmanövern durchtriebener - Werbung nicht sicher, doch scheint der negative Effekt, den diese auf Frauen hat, viel grösser zu sein.

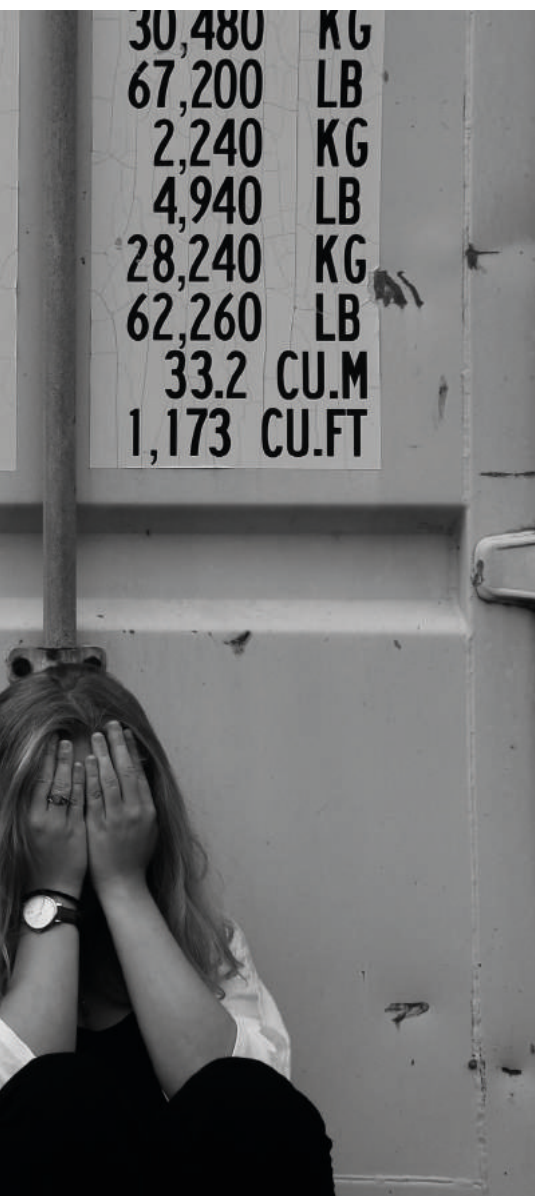
Die genügenden Werbungen zugrunde liegende Sexualisierung der Frau führt dazu, dass viele vor allem junge Frauen einem Ideal nacheifern, welches in der idealisierten Werbewelt als sexy gilt. Kilbourne tut dieses Verlangen zwar grundsätzlich als normal ab, doch bedeutet es heute, nach einem Ideal zu streben, welches so gut wie unerreichbar ist. Ob in Werbung für Fast-Food-Ketten, Drogerieprodukte oder grosse Modehäuser - Frauen werden vermehrt als Objekt sexuellen Verlangens dargestellt und weisen Körper auf, die durch Nachbearbeitungen teils nicht lebensfähige Körpermasse gebieten.

Ein noch tieferer Abgrund

Ein Phänomen der zunehmenden Digitalisierung in jeglichen Lebensbereichen in den letzten Jahren ist die Verlagerung der einflussreichen Werbung von Strassenplakaten und TV-Spots hin zu Social Media. Während konventionelle Werbung inzwischen teils reguliert wird und Richtlinien unterliegt, an welche sie sich halten muss - in Frankreich muss im Nachhinein veränderte Werbung zum Beispiel seit zwei Jahren als solche deklariert werden - können sich in der Welt der Social Media noch alle rumtreiben und verbreiten, wonach es ihnen beliebt. Die enorme Reichweite der Neuen

Medien macht es schwer, das Geschehen zu überwachen und genaue Richtlinien festzusetzen. Was in Frankreich gilt, mag in Deutschland nicht gelten und in den USA passiert noch mal etwas ganz anderes. Zwar überprüfen grosse Internetkonzerne oder Werbenetzwerke wie zum Beispiel Facebook Werbeanzeigen, bevor diese aufgeschaltet werden, jedoch sind frauenwürdige Standards keine Priorität für jene, die die Richtlinien festlegen. Diese profitieren nämlich selbst vom passiven Konsum von Bildern aus idealistischen Scheinwelten und heimsen grosse Werbeeinnahmen ein, wodurch die digitale Welt zu einem Nährboden für ungesunde Werbung wird. Was diese Tatsache noch gefährlicher macht, ist, dass viele sich der Idealisierung in der Onlinewelt oft nicht bewusst sind. Während bei Zeitschriften und herkömmlicher Werbung häufig kritisiert wird, dass sie unrealistische Standards verbreiten, so sind sich die meisten dem wenigstens bewusst. Zwar sollten auch online indikative Hashtags wie #ad oder #sponsored angegeben werden, doch machen hier abermals die fehlenden Gesetzmässigkeiten einen Strich durch die Rechnung - während es in manchen Ländern gesetzliche Pflicht ist, so handelt es sich in anderen eher um schwammige Empfehlungen. Folglich lassen viele das Hashtag noch immer weg.

Durch Social Media verschwimmt die Grenze von Werbung und Realität immer stärker, zudem fühlen sich die Angesprochenen viel verbundener mit den Werbetreibenden. Das ständige Eingebundensein in das Leben der Influencerinnen, deren jeder Schritt online zu verfolgen ist, verleiht das Gefühl, die Menschen wirklich zu kennen; man hört auf, ihre Authentizität zu hinterfragen, und fängt an, ihnen blind alles zu glauben. Neue



Technologien machen es zudem zunehmend schwieriger, zu erkennen, ob ein Bild der Realität entspricht oder nicht, denn sie verlagern die Optimierung durch Bildbearbeitung aus einigen teuren Fotostudios direkt in unser Wohnzimmer. Es ist nicht mehr nur noch kostspieligen Werbekampagnen vorbehalten, Bilder zu verändern. Vielmehr kann heute jeder, der ein Smartphone besitzt, Bilder mit Apps wie Facetune nach Belieben bearbeiten, bis auch sie unrealistischen Standards entsprechen und mit dem Rohmaterial nicht mehr viel zu tun haben. Unsere Feeds werden immer stärker zu idealisierten Inszenierungen von etwas, das so nie stattgefunden hat. Vermeintliche Schnappschüsse von spärlich bekleideten Frauen mit Sanduhrfiguren, welche verschmitzt in die Kamera lächeln und ihr perfektes Leben zu geniessen scheinen, liegen heute an der Tagesordnung. Zu differenzieren, was noch echt ist und was nicht, kommt einer nicht zu bewältigenden Lebensaufgabe gleich, welche uns nur noch tiefer in Unzufriedenheit über uns selbst und unser Leben stürzt, welches nicht so perfekt zu sein scheint, wie das der anderen. Findet sich dann irgendwo ein Produkt in einem Beitrag wieder, ist es um viele von uns geschehen - dieses Produkt gilt es zu haben, es könnte unser Leben schliesslich besser machen. Social Media und das «Influencertum» ermöglichen es der Werbebranche somit, auf eine Art und Weise mit Kunden in Kon-

takt zu treten, die nie zuvor geboten war. Zwar können die Sternchen der Szene pro Beitrag mehrere Tausend US-Dollar verdienen, doch bekommen die meisten «herkömmlichen» Influencer:innen «nur» zwischen 100 und 1000 US-Dollar pro Bild. Für Unternehmen ein erspriessliches Geschäft.

Hoffnung in Sicht

Doch ist auch Licht am Ende des Tunnels zu sehen. Kürzlich berichtete die NZZ über das immer grössere Verlangen der jüngeren Generationen nach mehr Authentizität im alltäglichen Leben. Es wird erwähnt, dass sich circa zwei Drittel der Konsument:innen über gemeinsame Werte und Normen mit einer Marke oder einer öffentlichen Person identifizieren. Die Realitätsfremde der Geschehnisse in Werbung und online deckt sich nicht mit diesem Bedürfnis. Immer mehr junge Menschen haben es satt, sich ständig als etwas zu geben, das sie gar nicht sind - das ist anstrengend und auf Dauer Zeitverschwendung. Menschen sollen sich nicht mehr verstellen, sondern zeigen, wer sie wirklich sind.

Die Pflegeproduktmarke Dove kam diesem Wunsch schon im Jahr 2004 nach, als sie ihre Werbekampagne «Real Beauty» lancierte, in deren Rahmen sie neben anderen Aktionen für Frauen auch anfangen Frauen jeglicher Körperform und Hautfarbe in ihre Werbung einzubeziehen. Seither entfernte sich Dove nicht mehr von dieser Art zu werben und versucht somit, die körperliche Vielfalt der Frauen zu zelebrieren, und sie dazu inspirieren, sich wohlfühlen. Ein Trend, der tatsächlich immer präsenter wird: Vermehrt sieht man auf Werbeplakaten auch Frauen, die keinem Size 0 Schönheitsideal entsprechen. Sogenannte Curvy-Mo-

dels eroberten in den letzten paar Jahren die Laufstege renommierter Fashionshows und auch Hollywood ist mit der Auslese ihrer Talente nicht mehr ganz so kleinlich auf einen bestimmten Typus aus.

Hierbei handelt es sich um ein Phänomen, welches es zu beobachten gilt. Ob tatsächliche Besserung damit einhergeht, ist noch offen und lässt sich erst in ein paar Jahren sagen, doch sind viele der zu beobachtenden Entwicklungen sicher keine negativen.





Frauen kaufen

Bild: Patrick Tomasso/ Unsplash

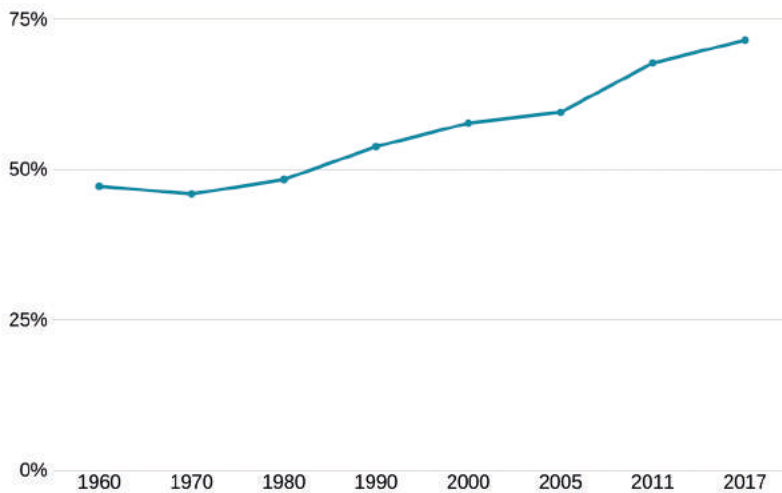
Erwerbstätige Frauen im Alter von 24 bis 54 Jahren gilt es heute zu erreichen. Durch ihre starke Kaufkraft und Entscheidungskompetenz haben sie verändert, wie Unternehmen ihre Produkte entwerfen, vermarkten und verkaufen. Mehr als 80% aller Kaufentscheidungen werden von den Frauen dieser Welt getroffen, das zeigt eine Studie der Nielsen Company aus dem Jahr 2011.

Mit ihrer starken Kaufkraft sind Frauen zu einer grossen, einflussreichen Zielgruppe geworden; Konsumentinnen haben eine Macht immanent, welche es zu erobern gilt, wenn man gewinnbringend wirtschaften möchte. Die gestiegene Entscheidungskompetenz der Frauen geht mit der in den letzten Jahrzehnten zugenommenen Erwerbstätigkeit der Frauen einher. Waren in Deutschland 1990 nur 53,8% der Frauen erwerbstätig, so waren es 2017 laut dem Bundesamt für Statistik bereits 79%. Zum Vergleich: In den Jahren 1960 bis 1990 stieg die Erwerbstätigenquote um nur knappe 7%. Etwa 14% der Frauen verdienen heute mehr als ihr Partner und 10,6% aller Paare verdienen zumindest ähnlich viel, woraus folgt, dass in einem Viertel der deutschen Haushalte die Frauen für mindestens die Hälfte des kompletten Haushaltseinkommens verantwortlich sind.

Neue Parameter

Um diesen neueren Entwicklungen gerecht zu werden, achten Produkthersteller:innen immer mehr auf den Stil ihrer Produkte und werben zusätzlich zu den simplen TV-Werbekampagnen längst an Orten, denen Frauen ihr Vertrauen schenken: Implementierungen in Fernsehsendungen, Rezensionen in Frauenzeitschriften und auch Social Media. Laut einer Studie sind Frauen weniger anfällig dafür, von einem normalen Werbespot beeinflusst zu werden; sie bevorzugen es, vorher gründlich zu recherchieren und wollen dem Produkt, welches sie zu kaufen gedenken, wirklich vertrauen. Dies zwingt Vermarkter:innen dazu, mit immer neuen Marketingstrategien zu experimentieren. Wer Frauen für sich gewinnen möchte, muss sie im Alltag erreichen - wenn möglich stressfrei: Ein Grossteil der

ENTWICKLUNG DER ERWERBSTÄTIGKEIT DEUTSCHER FRAUEN VON 1960-2017



DATENQUELLE: DEUTSCHES BUNDESAMT FÜR STATISTIK, MIKROZENSUS

befragten Frauen gab in der Studie an, sie würden sich gestresst fühlen. Frauen weltweit stehen unter Zeitdruck und fühlen sich überarbeitet. In sich noch entwickelnden Volkswirtschaften lag die Anzahl der Gestressten mit circa 77% über der entwickelten Länder. Hier waren es circa 65%.

«shrink it and pink it»

Die Kaufkraft der Frauen kann einigen Firmen jedoch zum Verhängnis werden: Noch immer gibt es Branchen, in denen Frauen weitestgehend ignoriert werden. Um diese Lücke zu schliessen, beginnen Firmen sich bereits vor der Werbe- oder gar Verkaufsphase auf die Frauen zu fokussieren. Schon während der Produktherstellung machen sich Unternehmen Gedanken darüber, wie ein Produkt auszusehen hat, damit es einer Frau vermeintlich besser gefalle. Lange lautete die Leitphrase hier «shrink it and pink it». Zu Deutsch: Schrumpfe es und verpinkifiziere es. Ein gutes Beispiel hierfür sind Rasierer: Sind sie für Männer meist schwarz oder dunkelblau mit mindestens fünf Klingen, so sind jene für

Frauen pink oder pastellfarben und haben selten mehr als vier Klingen. Tatsächlich sympathisieren jedoch nur wenige Frauen mit den überbrachten Messages solcher Kampagnen, da sie noch immer implizieren, Frauen seien de facto das schwächere Geschlecht.

Für die Frauen

Die Firma Bosch versucht sich daher mit Produkten wie ihrem Akkuschauber IXO. Das handliche und dennoch leistungsstarke Werkzeug wurde zum Verkaufsschlager schlechthin und brach sämtliche je da gewesenen Rekorde. Mit ihrem Produkt distanzierte sich Bosch vom alten Marketing-Mantra «shrink it and pink it» und heimste somit einen unheimlichen Erfolg ein. Frauen und Männer waren begeistert.

Auch der Finanzdienstleistungssektor versucht verstärkt, Frauen als Kundinnen zu gewinnen. Manche Finanzfirmen und Banken haben ganze Abteilungen geschaffen, welche Anlageprodukte ausschliesslich an Frauen vertreiben. Da Frauen im Schnitt älter werden als ihre männ-

lichen Mitstreiter und sie finanziell immer unabhängiger werden, lässt sich hier ein schnell wachsender Markt erschliessen. Ein Problem, welches sich Frauen als Investorinnen jedoch häufig in den Weg stellt, ist der Mangel an Vertrauen, welches sie in den Finanzmarkt, aber auch in ihre eigenen Anlagefähigkeiten setzen. Während viele Männer den Investitionsfehler des übertriebenen Selbstvertrauens begehen, vorschnell investieren und unüberlegt versuchen, den Markt zu timen, macht sich bei Frauen die umgekehrte Problematik bemerkbar.

Die US-amerikanische Geschäftsfrau Sallie Krawcheck erkannte im Laufe ihrer Karriere, dass die Investment-Industrie zu lange «von Männern für Männer» gemacht gewesen sei, was Frauen davon abhielt, ihre finanziellen Ziele zu erreichen. Um dem entgegenzuwirken, gründete sie 2016 das Start-up Ellevest. Ellevest bietet massgeschneiderte Portfolios nur für Frauen an, welche auf deren spezifischen Anlagezielen beruhen. Insgesamt investiert das Unternehmen in 21 Anlageklassen und bevorzugt dabei Unternehmen, die Frauen im oberen Management fördern. Das Gründungsteam setzte es sich zum Ziel, die finanzielle Macht der Frauen zu entfesseln und sie in ihre Ziele investieren zu lassen. Momentan werden drei verschiedene Planstufen angeboten: Digital, Premium und Private Wealth, welches sich speziell an Kundinnen richtet, die mehr als eine Millionen US-Dollar investieren möchten.

“
SALLIE KRAWCHECK
CEO Ellevest
We women will not be fully equal with men until we are financially equal with men.
”

WAGNISKAPITALGEBER IGNORIEREN FRAUEN WEITESTGEHEND

Verschiedenste Unternehmen versuchen also, Frauen in ihre Marketingstrategien einzubeziehen. Selbst Marken, die primär von Männern genutzt werden, haben angefangen, Frauen in ihre Werbung zu implementieren. So lancierte die US-amerikanische Pflegeproduktmarke Old Spice eine Kampagne für Herrenprodukte, welche sich jedoch nicht an die Männer, sondern an deren Lebenspartnerinnen richtete. Tatsächlich steigerte sich der Umsatz und auch der Marktanteil der zuvor absinkenden Marke enorm.

Adidas indes baute mit ihrem Portal «adidas women» eine Plattform auf, welche sich an starke, fitte und unabhängige Frauen richten soll. Via Social Media kommunizieren sie mit diesen, bieten ihnen geführte Trainingseinheiten, Meditations- und Ernährungstipps und preisen sogar tägliche Abenteuer an. Mit dieser vermeintlich direkten Interaktion mit ihrer Zielgruppe bindet Adidas die Frauen in ihre Produktwelt ein und verspricht sich dadurch eine neue treue Kundschaft. Ein Äquivalent à la «adidas men» gibt es nicht.

Es sind solche Marketingstrategien, die sinnvoll sind, möchte man Frauen erreichen. Eine von der J. Walter Thompson Company Initiative durchgeführte Studie besagt, dass sich noch immer 70% der Frauen von den an sie vermarkteten Produkten im Stil «shrink it and pink it» entfremdet fühlen, von denen sich Unternehmen erst langsam loslösen. Frauen wollen nicht ständig zu Stereotypen gemacht, sondern als Individuen mit einer Rolle in dieser Welt gesehen werden.

Laut Daten des Datenbeschaffungsunternehmens Pitchbook Data Inc. sammelten Start-ups mit rein weiblichen Führungsteams im Jahr 2018 insgesamt 2.8 Milliarden US-Dollar in den Finanzierungsrunden der Risikokapitalgeber. Im Vergleich zum Vorjahr ist dies ein wahrlicher Aufschwung, dort kamen gerade mal 1.9 Milliarden Dollar für die Frauen zusammen. Was somit im ersten Moment nach einem erfolgreichen Schritt nach vorne klingt, löst sich in Realität jedoch schnell in einer niederschmetternden Wahrheit auf: Insgesamt investierten US-amerikanische Wagniskapitalgeber im Jahr 2018 ganze 130 Milliarden US-Dollar in vielversprechende Start-ups. Die den Frauen zukommenden 2.8 Milliarden US-Dollar belaufen sich somit gerade mal auf knappe drei Prozent des insgesamt Investierten. Hinzu kommt, dass sich aufgrund eines wachsenden Pools an Wagniskapitalfinanzierungen im Vergleich zum Vorjahr anteilmässig für Frauen kaum etwas veränderte.

In europäischen Ländern wie dem Vereinigten Königreich geht es Frauen nicht viel besser - sogar eher schlechter. Gemäss dem UK VC & Female Founders Bericht der London Business Bank erhalten weibliche Gründungsteams weniger als einen Penny von jedem investierten Pfund Wagniskapital. Männliche Gründungsteams erhielten ganze 89 Pence und der Verbleib ging an gemischte Teams. Die Bank gibt weiter an, dass bei 83% der abgeschlossenen Wagniskapitaldeals keine Frauen in den Gründungsteams vertreten waren.

Trotz dieser trüben Erkenntnisse und volatiler wirtschaftlicher Verhältnisse liess sich in den letzten Monaten eine positive Entwicklung beobachten: Die Zahl der von Frauen geführten Start-ups stieg an und ganze zehn von Frauen gegründeten Unternehmen wurden allein in der ersten Hälfte des Jahres 2019 zu sogenannten Unicorns, also Start-ups mit einer Marktbewertung vor Börsengang von über einer Milliarde US-Dollar. Zwar ist dies noch immer ein recht marginaler Anteil, doch liegt im Vergleich zu den Vorjahren hier ein durchaus positiver Trend vor.

Das einzige - mit Sicherheit aber das schwerwiegendste - Problem, was sich für Start-up-Gründerinnen somit noch immer bietet, sind die wahrlich nichtigen Investitionen der Risikokapitalgeber, die Männer allesamt zu bevorzugen scheinen, vor allem bei den immer häufiger vorkommenden Megarunden, in denen mehr als 100 Millionen US-Dollar investiert werden. Prognosen der London Business Bank zufolge wird es trotz zunehmenden Risikokapitalinvestitionen in Start-ups weiblicher Gründerinnen bei aktuellen Raten wohl länger als 25 Jahre dauern, bis Frauen gerade mal zehn Prozent der Deals für sich gewinnen können.

Ein Fest der Freude – und politischen Notwendigkeit

Diskriminierungen liegen für Menschen der LGBTQ+-Community noch immer an der Tagesordnung. War die Schweiz einst Vorreiter in Sachen Homosexualität, so hinkt sie heute hinter ihren Nachbarländern her. Am alljährlich stattfindenden Zurich Pride Festival versammeln sich die Leute, um zu zeigen, dass es egal ist, wie wir sind, solange wir damit glücklich sind.

Es ist warm, die Sonne scheint, der Sommer steht in den Startlöchern und in Zürich ist alles bunt. In der Luft liegt noch die pure Energie des Frauenstreiks am Tag zuvor, welche sich nun mit ungezügelter Freude vermischt. Einen Tag, nachdem in ganz Zürich für die Gleichstellung der Geschlechter demonstriert wurde, geht es nun um die Rechte all jener, die sich nicht als heterosexuell identifizieren. Seit nunmehr 25 Jahren findet auch in der Grossstadt an der Limmat die Pride statt und dieses Jahr - 50 Jahre nach den Stonewall-Unruhen - ist der Andrang grösser als je zuvor. Ganze 31'000 Menschen sind es, die an der Demonstration des Zurich Pride Festivals teilnehmen.

Die Liebe liegt in der Luft

Am Helvetiaplatz, welcher den Startpunkt der Demonstration darstellt, gerät man in eine Menschenmenge; wo man nur hinschaut, befinden sich in schillernden Farben gekleidete Leute mit strahlenden Ge-

sichtern, die darauf warten, feiernd durch die Strassen zu ziehen. Es sind längst nicht mehr nur Homosexuelle, die am Pride Festival auf die Strasse gehen. Auch Bisexuelle, Transpersonen, jene, die sich keinem Geschlecht zuordnen möchten oder gar Heterosexuelle gehen heute unter dem Motto «Strong in Diversity» auf die Strasse, um darauf aufmerksam zu machen, dass Diskriminierungen gegen Nicht-Heterosexuelle auch im Jahr 2019 noch an der Tagesordnung stehen und einen massgeblichen Einfluss auf das Leben Betroffener haben können. Viviane Kägi ist eine der Tausenden Teilnehmenden des Umzugs. Zusammen mit der Jungen Grünliberalen Partei des Kantons Zürichs, deren Co-Präsidentin sie ist, zieht die 21-Jährige durch die Stadt und das, obwohl sie heterosexuell ist. «Der Grund, weswegen ich jedes Jahr an die Pride gehe, ist die wunderbare Vielfalt an Menschen, das Feiern von Verschiedenheiten und die gute Laune. Überall ist Partystimmung, Liebe liegt in der Luft und man merkt, dass alle willkommen sind.»

Exotische Farben und extravagante Kostüme

Auch am Sechseläutenplatz ist viel los. Während der zwei Tage des Zürich Pride Festivals steht hier die Bühne, auf welcher verschiedene Musiker:innen auftreten und für gute Stimmung sorgen. Überall schwirren Menschen in exotischen Farben und extravaganten Kostümen umher und versprühen ansteckende, pure Lebensfreude. Auf dem Platz hüpfen Menschen in einem pfaunenähnlichen Kostüm heiter umher, was die Federn in seinen Haaren zum Tanzen bringt. Im Hintergrund spielt ein DJ das Lied *California Gurls* von Katy Perry und Snoop Dog. Die Menschen auf dem Platz sind bester Laune, ob auf dem Boden sitzend oder auf dem Dach eines Standes tanzend: Den Leuten hier scheint es gut zu gehen. Ein Gefühl der Verbundenheit, der Dazugehörigkeit und der Gelassenheit ist spürbar.

«Wir sind hier aus Solidarität, aber auch weil uns das Thema Gleichstellung und Gleichberechtigung für alle sehr am Herzen liegt», sagt Ursula Seiler. Die 52-Jährige ist zusammen mit ihrer Lebenspartnerin Bettina selbst Teilnehmende der Pride. Seit sieben Jahren sind die beiden nun ein Paar und präsentieren ihre Partnerschaft öffentlich. Sie selbst finden es «scheisse», dass die Ehe für alle in der Schweiz noch immer Wunschenken ist; dennoch lassen sie ihre Partnerschaft demnächst eintragen und auch segnen lassen haben sie sich schon vor einer Weile. Der freie Entscheid müsse für alle möglich sein, finden die beiden, allen solle in der Lage sein, so zu leben, wie es ihnen beliebt, unabhängig von Geschlecht oder Sexualität. «Die Stimmung der Verbundenheit hier gefällt uns, allerdings war beim Frauenstreik gestern ein wenig mehr los.»

Benjamin, der selbst schwul ist und seine Cousine Kathrin, die aus Solidarität mit ihm zum Festplatz gekommen ist, andererseits sind von der Stimmung ganz und gar eingenommen. Sie rühmen die fröhliche Atmosphäre, die Farbenfreude und loben die Stadt Zürich für ihren Einsatz, welchen sie dieses Jahr für das Pride Festival geleistet hat. Man merke, dass das Thema gesellschaftlich immer weiter voranschreite, wenn auch Stadtverwaltungen ein solches Engagement an den Tag legen. Beide strahlen sie und essen genüsslich ihr Eis aus dem Mövenpickgeschäft auf der anderen Seite der Strasse. Sie passen gut hierher in diese Menge an Menschen, denen es für den Moment egal zu sein scheint, was die anderen Leute denken und für den Augenblick einfach sind, wie sie nun mal sind.



Keine Ehe für alle

Inmitten dieser Lebensfreude fällt es leicht, die trüben Dinge zu verdrängen. Doch sind auch sie Teil der weniger bunten und weniger heiteren Realität, welche man sich immer wieder vor Augen halten muss. Die Schweiz, welche dereinst eine Vorreiterrolle in Sachen Homosexualität innehatte - bereits im Jahr 1942 wurde diese hier entkriminalisiert - hinkt heute stark hinter anderen europäischen Ländern her. «In Sachen LGBTQ+ ist die Schweiz sehr rückständig», findet Laura Eigenmann. Sie selbst ist Lesbe und Dok-

torin der Genderstudies. «Es gibt keinen Diskriminierungsschutz und keine Ehe für alle. Noch immer können nur traditionelle Ehen zwischen Mann und Frau geschlossen werden, während alle anderen sich mit einer eingetragenen Partnerschaft zufriedengeben müssen. Ein Gleichstellungsbüro gibt es ebenfalls nicht und das mit der Kinderadoption ist auch äusserst schwierig.» Ihr grösster Wunsch sei es, dass Sexualität einfach nur Sexualität bleibt und nicht zur Hauptcharakteristika jener gemacht wird, die nicht heterosexuell sind. Aufgrund der Sexualität, sagt sie, dürfe es keine hierarchischen Unterteilungen geben, schliesslich sind wir alle nur Menschen, die ihr Leben so leben wollen, wie sie sind. Das mache alle viel glücklicher und das ist doch das Wichtigste. Nicht?

Kommentar

Die Zukunft des Sternchens

Ob Genderstern, Binnen-I oder Unterstrich, die Gendersprache sorgt für Aufruhr. Während die einen sie vehement verteidigen, können sich andere nichts Schlimmeres vorstellen, als die Sprache so zu verunstalten.

«Gehörst du auch schon zu den Verrückten, die diese Gendersprache benutzen?», fragt ein Bekannter und verdreht die Augen. Ich tue es ihm gleich. «Oh nein», denken wir wohl beide. Er, weil er glaubt, geschlechtergerechte Sprache sei unnütz und ich, weil ich dieses Attribut der bevorstehenden Diskussion zuschreibe.

Es ist eine Diskussion ohne Ausweg: wie möchte ich jemandem verständlich machen, warum es Gendersprache gibt und warum ich versuche, sie zu verwenden? Das Gegenargument lautet klar und deutlich: Sprache darf sich entwickeln, aber nicht in Richtung Absurdität. Es sei Schwachsinn, so ein Aufsehen für nichts und wieder nichts zu erregen, und ja, es stimmt: Es gibt Wichtigeres in der Feminismusdebatte. Auch mir wäre es lieber, wenn Frauen weltweit endlich die gleichen Rechte erhalten würden, wie ihre männlichen Mitbürger, wenn Homosexualität nirgends mehr mit Steinigung bestraft würde und die Anzahl Kinder- und Frauenmorde weltweit zurückginge.

Die gelangweilten Feministinnen

So ist Gendersprache nicht die Priorität des Feminismus und dennoch wird von aussen gerne der Anschein erweckt, denn das Thema zieht. Eine Meinung zur Gender-

sprache scheinen alle zu haben. Noch so oft mag sich jemand über die grossen, die Frauen betreffenden Problematiken der Welt äussern, geredet wird am Ende oft am liebsten über die Äusserung zur Gendersprache. Es wird das Bild einer Feministin skizziert, die mit ihrer Zeit nichts Besseres anzufangen weiss, als sich über irgendwelche sprachlichen Brauchtümer aufzuregen, die sie angeblich diskriminieren. Einst sagte mir jemand, diese Sprachdebatte sei wie eine Wirtschaftszeitung, aus der alle Artikel genommen wurden, die auf wirtschaftliche Probleme hinweisen: Nur weil diese nicht mehr da seien, floriere die Wirtschaft noch lange nicht – nur weil Gendersprache gebraucht werde, gehe es Frauen noch nicht besser. Es stimmt, Gendersprache allein wird nicht zur Besserung der Probleme beitragen. Sollte es jedoch wirklich Feministinnen geben, die ihre Zeit und Energie einzig und allein mit der Gendersprache verschwenden, so habe ich noch keine kennengelernt.

Die Gendersprache fordert konsequent etwas, was hier und jetzt eine Änderung unserer Gewohnheiten verlangt und somit unseren Bequemlichkeiten widerspricht. Dies macht sie viel anfälliger für Aufmerksamkeit. Sonst zeigt der Feminismus zwar gerne auf, was nicht stimmt und was verbesserungswürdig ist, doch nirgends gibt es so konkrete Ansätze, wie bei der Gendersprache. Plötzlich heisst es: «Macht was, ändert was.»

Ein Gedankenspiel

Ein 13-jähriger Junge, der an seiner neuen Schule das erste Mal mit der Gendersprache konfrontiert wurde, fragte mich dereinst, warum es so etwas denn gebe. Er würde doch niemanden diskriminieren wollen, wenn er nur Schüler und nicht auch Schülerin sagte. Ich bezweifle, dass sich irgendwer mit dem Nichtgebrauch der Gendersprache das taktische Ziel gesetzt hat, irgendwen zu diskriminieren. Vielmehr geht es um die Bilder, welche Sprache evoziert. Als ich ihm als Gegenfrage darauf ansprach, was er denn nun vor sich sehe, wenn ich ihm von Chefs erzähle, war seine Antwort nach kurzem Überlegen eindeutig: Ein männlicher Anzugträger mit Aktentasche. Wir wiederholten dieses Gedankenspiel einige Male mit verschiedenen Beispielen, bis auch er es verstanden hatte. Das Bild, welches wir uns – wenn auch unbewusst – im Kopf bilden, wenn wir Substantive stets in ihrer maskulinen Form verwenden, ist, vor allem, was Berufsbezeichnungen angeht, fast ausschließlich das eines Mannes.

Die zerstückelnden Sterne

Es gibt vielerlei Arten, die Gendersprache zu benutzen und es ist nicht zu bestreiten, dass es Auswüchse gibt, die niemand mehr als schön zu bezeichnen vermag. Ein Satz, der mit diversen Sternchen auch Adjektive, Pronomen und Zahlwörter in Fragmente zerstückelt, ist nicht mehr schön anzusehen, geschweige denn angenehm zu lesen. Über die Notwendigkeit einer solchen Anpassung lässt sich diskutieren, doch könnte man die Gendersprache auch von Anfang an aus einer ganz anderen Perspektive betrachten; im Endeffekt geht es darum, alle miteinzubeziehen und anzusprechen. Im Umkehrschluss bedeutet dies, dass es hierbei vor allem um Substantive geht. Es ist nur ein wenig Wille erforderlich, um in Aufsätzen, öffentlichen Dokumenten, Ansprachen oder anderen Arten der Kommunikation, Menschen aller Geschlechter zu erwähnen. Einen grossen Mehraufwand erfordert dies nicht und es dauert nicht lange, bis

man seine eigenen Gewohnheiten umgepolt und sich an die Sprache gewöhnt hat. Es muss kein Stern (Leser*innen) sein, der die Wörter teilt und zugleich verbindet. Es kann ein Binnen-I (LeserInnen) sein, ein Unterstrich (Leser:innen), ein kleiner Stern in der Mitte (Leser:innen) oder ein simples «und» à la Leser und Leserinnen. Ab und an ist es auch möglich, der Kreativität ein wenig freien Lauf zu lassen, wie wäre es denn zum Beispiel mit Lesepublikum oder Lesepersonal?

Am Ende ist die Umsetzung der Gendersprache eine Meinungsfrage. Geben sich manche bereits mit einem «und» zufrieden, so plädieren andere noch für einen Stern hinter Frau und Mann und anderen Substantiven. Ein wenig mehr Sensibilität dem Sprachgebrauch gegenüber, ist keine schlechte Sache, denn auch diese ist Teil des grossen Ganzen. Auf welche Art und Weise sich die Gendersprache jedoch in unseren Sprachgebrauch integrieren wird und was sie für die tatsächliche Gleichstellung der Geschlechter tun wird, steht aber noch immer in den Sternen.

ANYTHING
YOU DO
I CAN DO
BLEEDING



Streikstimmung in Zürich

Exakt 28 Jahre nach dem ersten grossen landesweiten Frauenstreik versammelten sich in der ganzen Schweiz abermals Hunderttausende Menschen, um ein Zeichen zu setzen und zu zeigen: In puncto Gleichstellung der Geschlechter sind wir längst nicht da, wo wir sein sollten.





Bild: KEYSTONE/Str



Ein Streik für die Gleichberechtigung

Unter dem Motto «Wenn Frau will, steht alles still» beteiligten sich bereits am 14. Juni 1991 knapp eine halbe Millionen Streikende am landesweiten Frauenstreik und sorgten dafür, dass die Schweiz für einen Tag zu einem Meer aus violetten Farben wurde.

Anlass war der damals seit zehn Jahren in der Schweizer Bundesverfassung verankerte Gleichstellungsartikel, mit dessen Umsetzung es jedoch nur äusserst langsam voranging. Noch immer wurden Frauen in Politik, Gesellschaft und Wirtschaft marginalisiert.

Ursprünglich entstammte die Idee zum Streik einer Gruppe Uhrenarbeiterinnen aus dem Val-lée de Joux (JU), denen der in ihrer Branche beträchtliche Lohnunterschied zwischen den Geschlechtern ein Dorn im Auge war, leisteten sie doch ebenso gute Arbeit wie ihre männlichen Mitstreiter.

Zusammen mit dem lokalen Metall- und Uhrenarbeiterverband wandten sich die Arbeiterinnen an den Schweizerischen Gewerkschaftsbund. Dessen Kongress beschloss im Oktober 1990, im darauffolgenden Juni einen landesweiten Streik durchzuführen, um auf die nur halbherzige Umsetzung des Artikels 8 der Bundesverfassung aufmerksam zu machen.

Wenn Frau will, steht alles still!

Am 14. Juni 2019, exakt 28 Jahre nach dem letzten grossen schweizweiten Frauenstreik rief der Schweizerische Gewerkschaftsbund erneut zu einem solchen auf. Den Fokus legte die Gewerkschaft auf Themen, die sie mit dem Titel «Lohn. Zeit. Respekt.» zusammenfasste.

So hiess es dieses Jahr aufs Neue: Auf die Strasse gehen, zusammenhalten und aufbegehren. Allein in Zürich versammelten sich 160'000 Streikende, um kundzutun, was weiter im Argen liegt und zu zeigen: «Wir sind hier und wir möchten gehört werden, denn auch wir haben etwas zu sagen.»

Violett uniformiert, mit Transparenten, Fahnen und viel leidenschaftlichem Tatendrang ausgestattet, marschiert die Menge am Nachmittag bei praller Sonne und gleissender Hitze vom Zürcher Limmatquai zum Helvetiaplatz und zieht alle Aufmerksamkeit auf sich.









Gegen die Schleichberechtigung

Die Bewegung für Gleichstellung der Geschlechter in der Schweiz kommt nur langsam voran und ist längst nicht, wo sie sein sollte. Daher gibt es den Frauenstreik.

Damals wie heute: Tausende von Demonstrantinnen gehen auf die Strasse, um zu zeigen, dass die Bewegung für die Gleichstellung nur langsam voranschreitet – und zwar viel zu langsam. Sei es 1991 anlässlich des zehnjährigen Jubiläums der Verankerung des Gleichstellungsartikels in der Verfassung oder 2019, 28 Jahre später, da sich mancherorts noch immer grosse Gräben auftun, welche wahrlich gleichen Chancen im Weg stehen. Den Eindruck am Ziel angekommen zu sein, haben die Streikenden noch nicht gewonnen – so sind Frauen zum Beispiel in der Politik untervertreten, werden niedriger entlohnt und noch immer stark auf ihr Äusserliches reduziert.







LOVE + RESPECT
YES, WE CAN !



1991



2019



THE PATRIARCHY

50/50 # YES, WE CAN !



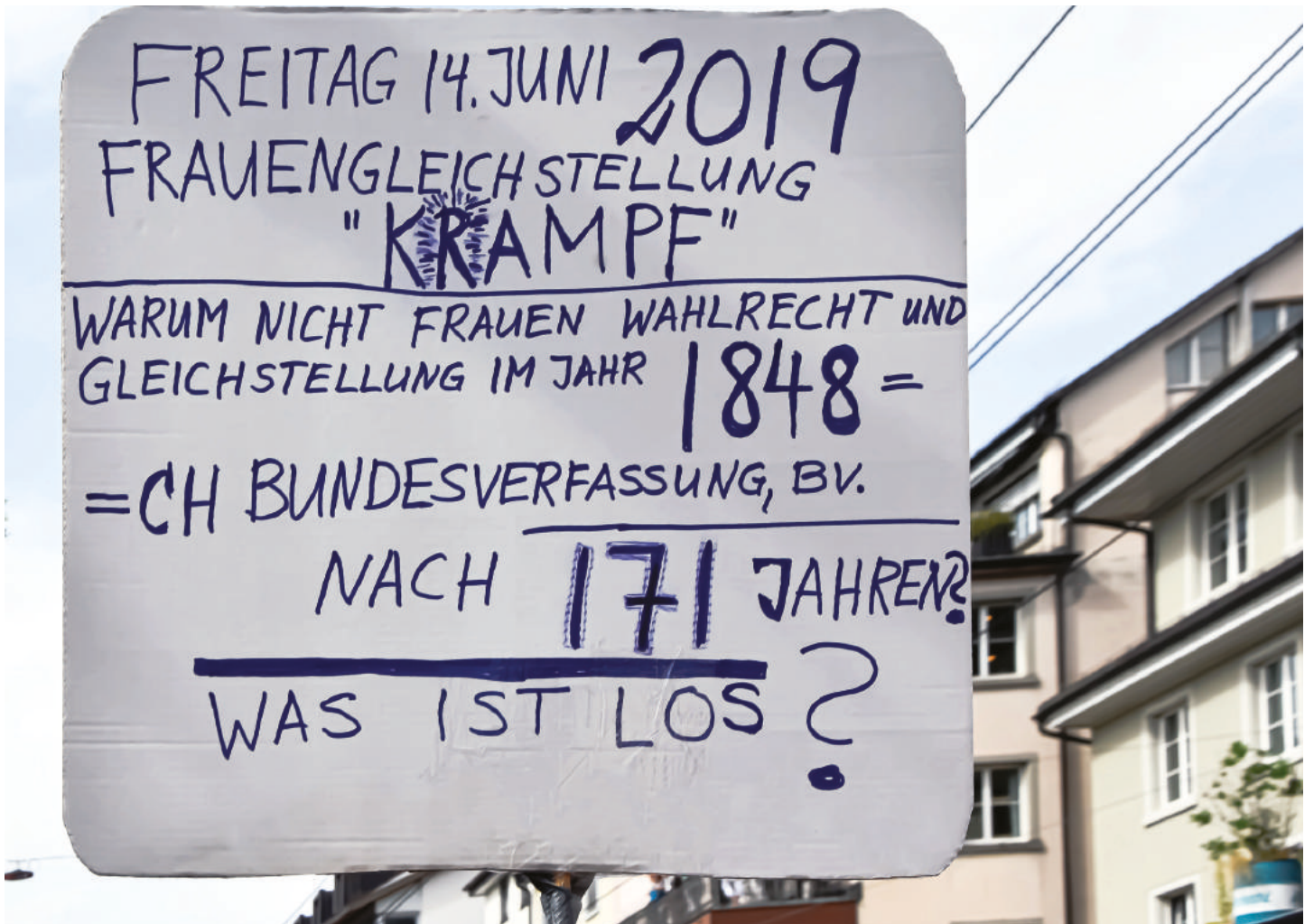


Gleiche Löhne für gleiche Arbeit

Um 15:24 Uhr ruft das Frauenstreikkomitee zum Streik auf. 15:24 Uhr, die Uhrzeit, ab der Frauen an einem gewöhnlichen Arbeitstag laut den Gewerkschaften aufgrund des Gender Pay Gap gratis arbeiten, während Männer noch bis zu 20% mehr verdienen.

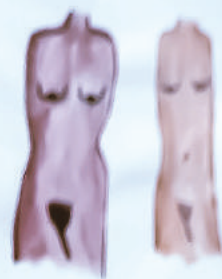
Über nur wenige Themen wird so intensiv debattiert wie über den Gender Pay Gap. Laut Schweizer Bundesamt für Statistik verdienen Frauen noch immer 12% weniger als Männer. Zwar ist umstritten, wie viele Prozent dieses Unterschiedes begründbar sind und wie viele nicht, jedoch ist eines stringent: Auch die mancherorts durch Bereinigung des Gender Pay Gaps entstanden «nur noch» 5% Lohndifferenz, sind 5% zu viel, denen auf den Grund gegangen und denen entgegengewirkt werden muss.







I'm a



Slut



because i own my

My body is not a ^{Body} Political playground

It's not a place for legisla-
tion

It's mine, and
it's my Future

GLEICHE ARBEIT
GLEICHER LOHN !!!
♀ + ♂

Gegen den Ausverkauf unserer Gesundheit

Umgeben von Grossbanken, Schaulustigen und der Polizei klettern vier Aktivistinnen auf das Dach der Tramhaltestelle Paradeplatz, um auf die prekären Verhältnisse in der Care-Arbeit aufmerksam zu machen.

Care-Arbeit ist jene vornehmlich von Frauen verrichtete, meist nur schlecht oder gar unbezahlte Arbeit in Pflege und Haushalt, der nur wenig gesellschaftliche Anerkennung zuteilwird, wo doch genau sie so wichtig für das Wohlbefinden unserer Gesellschaft ist. Auch unbezahlte Care-Arbeit geht oft zulasten der Frau. Hierzu gehören zum Beispiel Kindererziehung, Verwandtenpflege und Haushaltsarbeit, welche zeitaufwendig sind und oft dazu führen, dass Frauen nur Teilzeit arbeiten, wodurch sie in Karrierefragen oft den Kürzeren ziehen müssen.









Ein Streik geht zu Ende

Gemessen an der Zahl der Teilnehmenden war der Frauenstreik ein Erfolg. Die Organisatorinnen bezeichneten ihn mit seinem Andrang von Hunderttausenden sogar als grösste politische Demonstration der neueren Schweizer Geschichte.

Zwar kann noch niemand sagen, was der Streik für Folgen mit sich bringen wird, doch hoffen viele, demnächst endlich konsequente Massnahmen zur Besserung der Lage und einen grundlegenden gesellschaftlichen Umschwung in Sachen Gleichstellung erleben zu dürfen.

Kommentar

Eine Retrospektive auf den Frauenstreik

Noch nicht lange ist es her, seit der Frauenstreik in öffentlichen Schulen und Städten medienwirksam in aller Munde war. Nüchtern betrachtet stellt sich jedoch die Frage, wer heute noch über die Probleme redet, denn zu finden sind Auswirkungen des Frauenstreiks nur noch, wenn man aktiv nach ihnen sucht. Beging die Bewegung hier einen Fehler?

Es war ein Riesenevent, welches sich am 14. Juni 2019 an mehreren Orten in der Schweiz zutrug. Gemessen am Menschenandrang auf der Strasse - schweizweit mehr als 500'000 Demonstrantinnen - und seiner medialen Aufmerksamkeit, ein purer Erfolg. Auch war es ein wunderbar zusammenschweisendes Fest, endlich erlangten Frauen die Aufmerksamkeit, die ihnen gebührt, und nur wenige Tage später ebnete der Ständerat den Weg für eine weiche Frauenquote von 30% in den Aufsichtsräten der börsenkotierten Grossunternehmen. So gesehen, ist es schwierig, dem Frauenstreik andere Attribute als fulminant erfolgreich zuzuschreiben und doch ist nicht alles Gold, was glänzt.

Bereits während der vorhergehenden Tage entging niemandem der Streik. Violette Transparente, Pins und Aufkleber waren überall zu finden, schaltete man das Radio an oder schlug ein beliebiges Nachrichtenblatt auf, so war ein Bericht über das Ereignis nicht fern und geredet wurde viel. Es bildeten sich neue Gruppen von Menschen, denen der Feminismus ein Anliegen ist - allerorts fanden Treffen von sogenannten Frauengruppen oder Frauenstreikkollektiven statt - und noch heute, Monate nach dem Streik, sind manche dieser Gruppen aktiv und arbeiten zusammen, um mehr und mehr Men-

schen auf ihr Anliegen aufmerksam zu machen und sie zu sensibilisieren. Das Engagement, welches die Unternehmung Frauenstreik bei vielen auslöste, ist achtbar. Nie zuvor gab es einen besseren Zusammenhalt und ein stärkeres kollektives Bewusstsein; mit 500'000 Streikenden begab sich 1/16 aller Schweizer Bürgerinnen auf die Strasse, um gemeinsam zu zeigen, dass man auch in der Schweiz in Sachen Gleichstellung längst nicht am Ziel angekommen ist. Niemand kann nach dem Streik noch sagen, der Feminismus sei ein Anliegen von nur äusserst wenigen, aufmerksamkeitsbedürftigen Frauen. Oder?

Woher kommt denn nun dieses Patriarchat?

Der Frauenstreik ist niemandem entgangen und indessen wissen alle über das Bestehen feministischer Anliegen Bescheid. Dass man von der Existenz einer Sache weiss, setzt jedoch längst nicht voraus, dass man versteht, worum es dabei genau geht. Überträgt man diesen Aspekt auf den Frauenstreik, so liegt der Schluss nah, dass viele zwar wissen, dass es da etwas wie den Feminismus gibt und dass dieser noch immer vielen ein Anliegen ist. Allerdings bedeutet es auch, dass viele nach wie vor nicht wissen, was denn nun genau hinter

diesem ominösen Feminismusbegriff steckt. Dieses Fragezeichen im Kopf Aussenstehender zu beseitigen, hätte ein Hauptanliegen des Frauenstreiks sein sollen, wenn dessen Zielsetzung wirklich die Integration des Feminismus in alle Schichten der Gesellschaft war. Dass die Schlagzeilen über den Streik jedoch mehr von Klitoriswanderungen, dem Menstruieren auf das Patriarchat, Vulven und Riesentampons handelten, vernachlässigte die Erklärung von fundamentalen feministischen Forderungen enorm. So erweckte der Streik den Eindruck, es gehe lediglich um ein paar feier- und streitlustige Frauen, denen es dringend nach Aufmerksamkeit bedarf. Im Krawallgeschehen rund um den Streik ging der Aufklärungsaspekt immer weiter verloren und so richtig verdenken kann man es niemandem. Es ist einfacher und macht mehr Spass, sich auf das Basteln einer Vulva zu konzentrieren, als auf das Formulieren einer verständlichen Antwort auf die Frage, warum das weibliche Geschlechtsorgan urplötzlich überall hochgepriesen werde und wie sich das überhaupt mit der Tatsache vereinbaren lasse, dass Feminist:innen stets so vehement gegen die Objektifizierung des weiblichen Körpers polemisieren. Letztere wäre nämlich mindestens genauso wichtig gewesen wie die Visualisierung der Geschlechtsorgane. Zwar wäre man bei genauerem Suchen nach einer Antwort auf all diese Fragen wohl fündig geworden, doch ist es heute leider naiv, anzunehmen, dass dies tatsächlich eine Mehrheit der Menschen tun würde.



Der Hype um die streikenden Frauen

Dem 14. Juni wurde zum Verhängnis, dass er in erster Linie ein Event war, welches von manchen zelebriert wurde wie die Feierlichkeit des Jahrhunderts. Äusserste Heiterkeit und ein wenig Übermut verleiteten Akteur:innen

zu sehr viel pathetischem Aktionismus, was den Streik vornehmlich zu einem Hype machte, der vielen mit seiner Omnipräsens zu viel wurde, ehe er wieder in der Ecke verschwand, aus der er gekommen war und kaum noch Relevanz auf sich zu ziehen vermochte. Retrospektiv kann man dem Streik daher nur begrenzten Erfolg zuschreiben. Der Zusammenhalt, den er unter Betroffenen schaffte, ist nicht zu leugnen; hierfür ist der Streik nur zu loben. Zu wissen, dass es andere gibt, die das Gleiche erlebt haben wie man selbst, ist ein wahrlicher Mehrwert und schafft Selbstbewusstsein, dort wo es vorher aufgrund Angst vor fehlender Unterstützung nicht vorhanden war. Damit sich feministische Anliegen jedoch jemals durchsetzen können, bedarf die Schweiz nicht nur des Zusammenhalts einer halben Million, sondern idealistisch gesehen eines Konsenses von acht Millionen Menschen. Diese Aufgabe packte der Frauenstreik nur flüchtig an und das, wo doch gerade sie so wichtig gewesen wäre, um der sich im Schneckentempo vorwärts bewegenden Frauenbewegung etwas Feuer zu machen.

Offene Fragen

Man muss sich die Frage nach der Zielsetzung des Streikes stellen, um beurteilen zu können, ob er ein Erfolg war oder nicht. War sein Ziel der Zusammenhalt, ein historisches Fest und die Zelebration der Frau oder wollte man tatsächlich versuchen, den Feminismus der Bevölkerung näher zu bringen? Je nach Antwort auf diese Frage wird man ein anderes Fazit ziehen und dennoch lässt sich eines nicht bestreiten: Am Ziel angekommen, sind wir noch längst nicht, allerdings wäre dies auch eine utopische Wunschvorstellung gewesen.

Wird es weitere Streiks geben, wird dem Feminismus jemals wieder so viel Aufmerksamkeit zuteilwerden wie zuletzt, was sind die nächsten Schritte? All dies sind Fragen, die jetzt noch nicht zu beantworten sind. Bewusst müssen wir uns allerdings alle sein, dass ein Streik allein keine Lösung darstellt, sondern vielmehr ein Zeichen setzt, welches die Dringlichkeit einer solchen unterstreicht. Um wirklich etwas zu ändern, müssen wir alle anpacken - dazu gehören Gespräche, das Beantworten von Fragen, die Teilnahme an Diskussionen und der Gang an die Urne, wenn man dessen berechtigt ist. Nur so wird es uns schliesslich gelingen, wenn auch nur schrittweise, etwas zu verändern und unsere Zukunft konstruktiv mitzugestalten.

Eine Vulva entsteht

Sie ist das Symbol der modernen Feminismusbewegung und wird von Frauenrechtler:innen allerorts gefeiert. An der Kantonsschule Zürcher Oberland haben sich einige Schülerinnen in den Kopf gesetzt, das weibliche Geschlechtsorgan anlässlich des Frauenstreiks in imposanter Grösse im Foyer aufzuhängen. Doch wo soll die Vulva herkommen? Von alleine entsteht sie nicht.

Aktivismus am Nachmittag

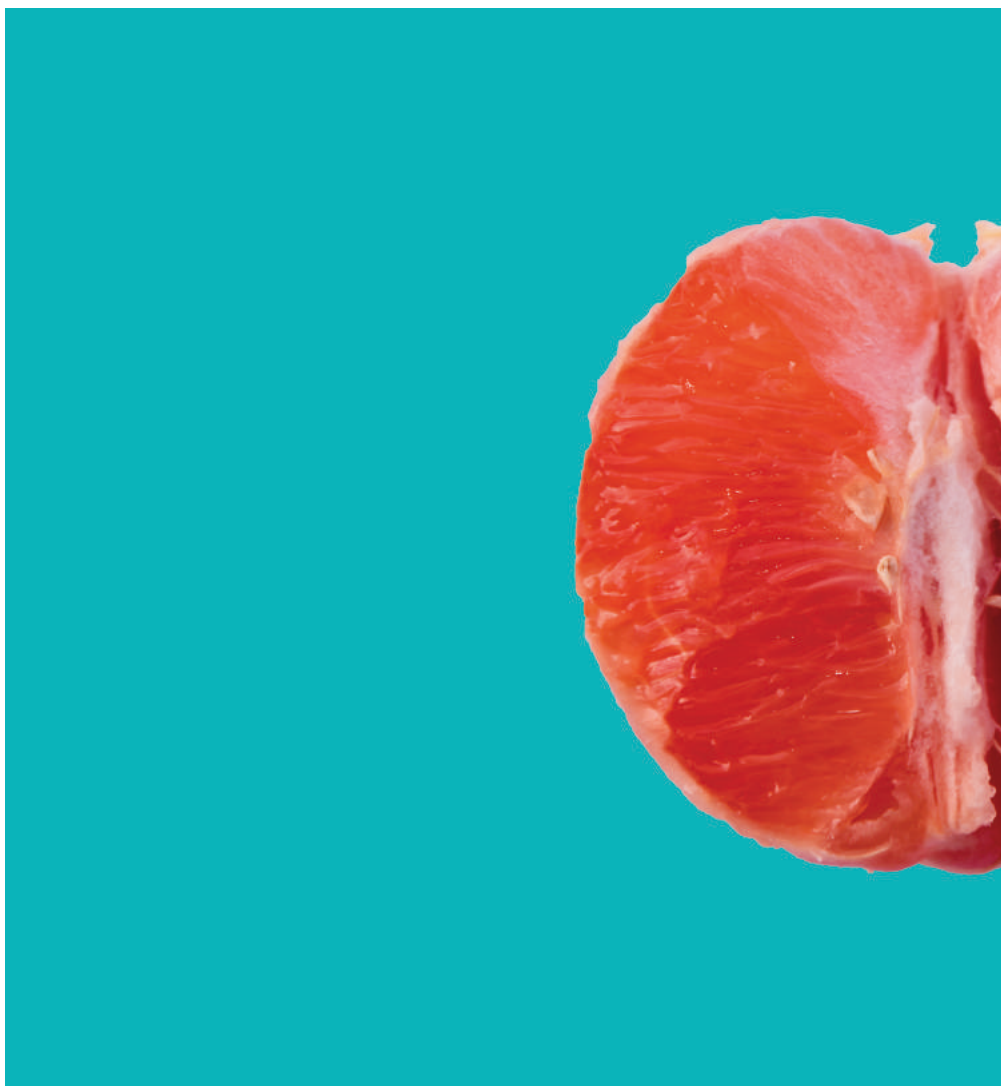
Es ist vier Uhr nachmittags, die Schulglocke läutet. Aus den Zimmern strömen Jugendliche, verabschieden sich voneinander, gehen zum Bahnhof oder zu den Fahrradständern und kümmern sich darum, schnellstmöglich nach Hause oder zu ihren Nachmittagsaktivitäten zu gelangen. Nur wenige der Schüler:innen bleiben noch hier - zum Lernen, zum Quatschen oder um ein wenig Aktivismus zu betreiben.

«Die Bücher, welche ich momentan für meine Abschlussarbeit lese, sind alle nicht gegendert, das macht mich extrem wütend.» Es sind solche Gespräche, die man an diesem Maimittag im Sitzungszimmer der Kantonsschule Zürcher Oberland zu hören bekommt. Gut zehn Schülerinnen haben sich hier nach Schulschluss zur zweiten Sitzung ihrer Frauengruppe versammelt, welche

einige Wochen zuvor anlässlich des landesweiten Frauenstreiktags am 14. Juni 2019 von drei Schülerinnen ins Leben gerufen wurde. Durch eine WhatsApp-Gruppe, welcher alle interessierten Schüler:innen beitreten konnten, initiierten sie die Unternehmung Frauenstreik KZO, um etwas Engagement an den Tag zu legen - schliesslich geht es hier um ein wichtiges Thema: die Gleichstellung.

Viele Ideen und wenig Zeit

Das Streben nach Veränderung, der Glaube an Verbesserung und der Wille, sich dafür zu engagieren, schweissen die Schülerinnen hier zusammen, so stark ihre Meinungen sonst auch differieren mögen. Grund für das heutige Zusammentreffen ist die Konzeptualisierung der geplanten Aktionen und deren Umsetzung.



geht selten allein



schmückten Bäume des Atriums mit roten Tampons behängt werden. Das Prunkstück der Aktion jedoch soll eine Vulva darstellen. In der Bewegung rund um den Frauenstreiktag symbolisiert diese die jahrhundertelange Diffamierung und sexuelle Unterdrückung der Frauen und steht für neu geschöpfte Zuversicht, welche auch in der hiesigen Gruppe anzutreffen ist. Noch weiss keine so richtig, wie ein überdimensionales weibliches Geschlechtsorgan modelliert wird; um die trivialste Aufgabe handelt es sich schliesslich nicht. Gleichwohl zweifeln sie nicht und sind überzeugt, ihre Intention in die Tat umsetzen zu können. Begeistert schickt eine Schülerin einige Bilder, die sie als ästhetisch bezeichnet in den Gruppenchat: Die Spalte von in der Mitte geteilten Zitrusfrüchten und das Innere von Rosen - sie alle sollen Vulven darstellen und als Inspiration dienen. Zur tatsächlichen Herstellung des Vulvakolosses tragen sie hingegen nur wenig bei, doch auch hier hat sich im Laufe der Sitzung ein Plan herauskristallisiert.

Das erste Treffen einige Wochen zuvor galt insbesondere der Entwicklung einiger Leitideen. Nun heisst es tüfteln und planen: Viele Ideen stehen im Raum, die Umsetzung all dieser würde die Kapazitäten der Schülerinnen sprengen, doch das ist in der anfänglichen Euphorie vorerst egal und tatsächlich konkretisieren sich die Pläne mit der Zeit etwas. Zur Hauptaufgabe haben sich die Schü-

lerinnen die Dekoration des Schulhauses mit aktivistischen Kunstobjekten gemacht, welche die Schüler:innen und Lehrer:innen durch ihre mehrtägige Präsenz zum Denken und somit zum Diskurs anregen sollen. Aus Pappmaschee wollen sie Brüste basteln, welche bunt verziert das ganze Schulhaus schmücken sollen, Plakate sollen aufgehängt und die sonst nur zur Weihnachtszeit ge-

Die Retterin in der Not heisst ZHdK, Zürcher Hochschule der Künste. Eine der Anwesenden meint, sich daran zu erinnern, dass einige der Studierenden dort einst ein ähnliches Projekt durchgeführt hatten. Somit greift sie schleunigst zum Telefon und ruft dort an. Die Stimme einer Sekretärin der Hochschule erklingt am anderen Ende der Leitung, sie scheint etwas verwirrt und wirkt et-

was überfordert. «Wieso rufen Sie da mich an? Was hab ich damit zu tun?», fragt sie mit leicht greller Stimme, nachdem ihr das Vulva-Vorhaben geschildert wurde. Sie selbst könne nicht weiterhelfen, antwortet sie schliesslich, übermittelt aber noch die Mailadresse der Studierendenvereinigung, welche da eine bessere Ansprechpartnerin biete.

Einige Wochen später, inzwischen ist es etwas wärmer geworden, hat sich eine neue, etwas kleinere WhatsApp-App-Gruppe gebildet, unter deren Teilnehmer-innen sich auch zwei Studentinnen und ein Student der ZHdK befinden. Zweck der Gruppe ist die Vulva und deren Herstellung, welche auf ein Wochenende Ende Mai angesetzt ist. Im Vorfeld haben sich die Schülerinnen Cendrine und Mila mit dem Hausdienst und einer Kunstlehrperson der Kantonsschule abgesprochen, weswegen sie an diesem Wochenende Zugang zu den Kunsträumen haben und das dort vorhandene Material verwenden dürfen. Der Konstruktion des Grundgerüsts der Vulva, welches aus über ein Drahtgestell gezogenem Gips entstehen soll, steht nichts mehr im Weg.

Neben Mila und Cendrine ist noch eine Schülerin namens Meret und ein Student der ZHdK anwesend, der später selbst Kunstlehrer werden möchte und sich von der Aktion begeistert zeigt. Nicht umsonst habe er den Weg aus der Stadt Zürich in das ländliche Zürcher Oberland auf sich genommen, sagt er.

Die Stimmung im Kunstraum ist heiter, im Hintergrund läuft über einen die Farbe wechselnden Lautsprecher Musik und auf dem Tisch liegt eine Drahtgitterkonstruktion, die allmählich Gestalt anzunehmen beginnt. Inspirieren lassen sich die Beteiligten von Milas Jutebeutel,

auf welchem neun verschiedene Illustrationen von Vulven abgebildet sind, die sich alle voneinander unterscheiden; der Beutel soll die Diversität des weiblichen Geschlechtsorgans darstellen.

Klitoris bereitet Schwierigkeiten

Durch immer mehr Draht und Holzstäbe gelingt es, dem Gestell etwas mehr Halt zu verleihen, inzwischen weist es Züge, eines erkennbaren Objekts auf und es geht an das Formen der Details. Die Klitoris bereitet einige Schwierigkeiten, es ist gar nicht so simpel, aus dickem, festem Drahtgitter eine Kugel zu formen. Mit genügend Kraft und tüchtig viel Zan-

geneinsatz gelingt es Meret schliesslich doch und auch die kleine Kugel ist fertig. Doch wo gehört sie eigentlich hin? Eine kleine Diskussion unter den Anwesenden bricht aus: Was ist eigentlich vorne und was hinten? Kurz herrscht Verwirrung über die Konstruktion, doch nach etwas Denksport im Vorstellungsvermögen findet sich der Konsens wieder.

Kaum ist das Gestell fertig, hat Mila schon zwei Wassereimer bereit gestellt. Jetzt kommt der amüsantere Part: das Gipsen. Meret trägt einen Karton voll Gipsbinden heran und zerschneidet die staubtrockenen Binden mit einer Schere in kleine Stücke, an welchen sich die ande-

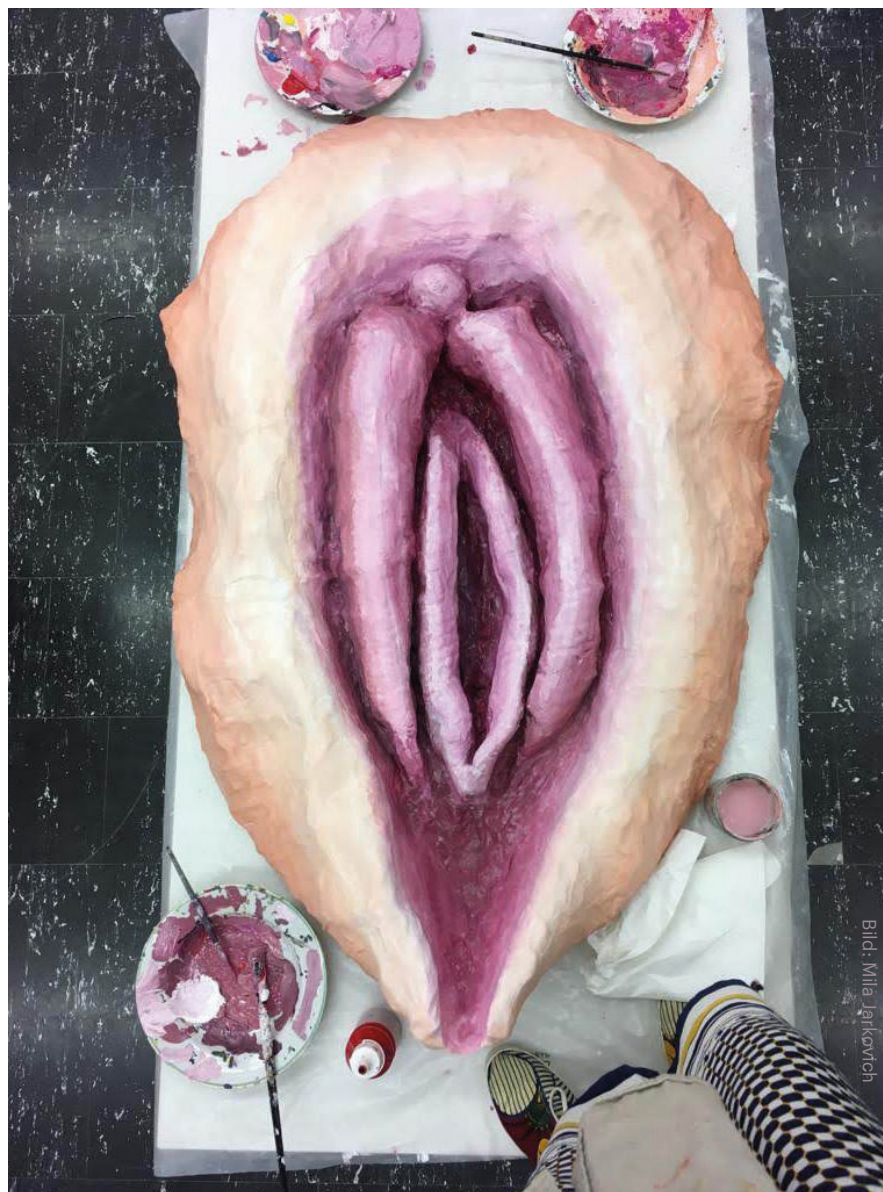


Bild: Mila Jankovitch

ren bedienen. Sie tauchen die Fetzen in Wasser und warten ein wenig, bis von der Trockenheit nichts mehr zu spüren ist. Was sie jetzt in den Händen halten, fühlt sich eher matschig an, ist aber ideal zum Formen, denn nun können die Schnitzel über das Gestell gelegt und leicht angestrichen werden. Es ist ein langwieriger Prozess, aber er scheint Spass zu machen, ausserdem geht es sehr gesprächig zu und her. Geredet wird über vieles: Kunst, Fotografie, Schule, falsche Profilwahlen und die Zukunft sind nur einige der Gesprächsthemen.

An manchen Stellen wollen die feuchten Gipsstellen nicht so richtig haften, doch gelingt auch dies mit genug Willenskraft und Langmut. Alles in allem geht die Arbeit sogar recht schnell voran. Nur in die Spalten - stellen die Werkelnden fest - da käme man nicht gut rein, da müsste man anders vorgehen. Also sind Spachtel und Fingerspitzengefühl angesagt, bis das Werk eine gute Stunde später vollbracht ist.

Die Haare und Gesichter geziert von ein wenig weisser Farbe, betrachten die Beteiligten die in ihrer Mitte liegende, weisse Monstrosität und sind begeistert. Was einst nur mit viel Fantasie dem weiblichen Geschlechtsorgan ähnelte, ist inzwischen gut erkennbar. Noch ist das Modell aber nass, daher heisst es abwarten, bis alles getrocknet ist. Das dauert ein wenig und verleitet die Ungeduldigen zu waghalsigen Experimenten mit mehreren Föhnen und nur einer einzigen Steckdosenleiste - die Sicherung fliegt raus, es wird dunkel und das gleich zweimal.

Irgendwann ist die Vulva dann doch endlich trocken und das Gipsmodell muss mit weisser Farbe grundiert werden und auch dann heisst es wieder: Trocknen. Inzwischen ist

es später Nachmittag, trocknen kann die Farbe über Nacht, das Kolorieren ist für den nächsten Tag geplant. Nun geht es erst mal nach Hause, der Tag war lang.

Die Vulva bekommt ihren Anstrich

Am nächsten Morgen ist die weisse Farbe gänzlich getrocknet und das zuvor etwas unebene Gipskonstrukt scheint durch die Farbe eine glattere Oberfläche erhalten zu haben. All das sind gute Voraussetzungen für den letzten Schritt. Jetzt bekommt die Vulva ihren Anstrich. Dies erfordert eine gute Vorstellung davon, wie die Vulva am Ende aussehen soll und ist nicht ganz einfach. Möglichst realistisch solle sie aussehen, denken die Beteiligten und entscheiden sich für fleischige Töne: Rosa, Beige, Taupe und ein sehr dunkles Pink. Das Mischen der Farben ist nicht so einfach, wie es auf den ersten Blick scheint, aber es funktioniert und nach dem Pinselschwingen, welches wieder einige Zeit und Nerven in Anspruch nimmt, zieht sich ein Verlauf von Orange-Beige zu einem gräulich-gelben Beigeton über den äusseren Part der Vulva. Den inneren Teil ziert ein dunkles, ungesättigtes Magenta, welches vom Ansatz zum Ende der Schamlippen immer heller wird, bis es schliesslich in einem leichten hellrosa endet. Jetzt ist es unverkennbar: Das, was da auf einer weissen Plastikfolie auf dem Boden liegt, ist eine Vulva. Ein wahres Prachtexemplar finden auch die Erschafferinnen und sind hochgestimmt. «So unglaublich toll!

Aufmerksamkeit garantiert

Bis zum Streik dauert es noch drei Wochen, weswegen die Vulva vorläufig in einer Abstellkammer Unter-

schlupf findet. Für zwei Wochen wird sie hier noch verweilen, abgeschottet von der Aussenwelt, bis sie dann den Schüler-innen und Lehrpersonen präsentiert werden soll - aufgehängt an einer Stellwand wird das 1.30 Meter hohe und einen halben Meter breite Prunkstück inmitten des Foyers der Schule verweilen und eine Woche lang die Aufmerksamkeit auf sich ziehen; für einige Tage ist der Gesprächsstoff somit garantiert.

Mit dem Abschluss der Arbeit an der Vulva ist die Arbeit der Frauengruppe jedoch noch längst nicht abgeschlossen. Noch müssen Plakate entworfen, Megafonaktionen geplant, Brüste gebastelt und Tampons aufgehängt werden, bis es dann in drei Wochen heisst: Demonstrieren in Zürich mit Vulva im Schlepptau.

Kommentar

Das Verhängnis der Schwarzweissmalerei

Feminismus ist links. Feminismus ist Antikapitalismus. Feminismus ist Misandrie. Wir Menschen denken gerne in Schubladen, denn es macht die Dinge einfacher, wenn wir ihnen Überbegriffe geben können. Doch gehen so vielerlei Details verloren.



«Würde ich für die Gleichstellung auf die Strasse gehen, möchte ich mir keine Kampfreden gegen den Kapitalismus anhören.» Diese Aussage der NZZ-Kolumnistin Birgit Schmid deckt sich mit der Wahrnehmung vieler. Nach aussen hin scheint die Feminismusdebatte Teil einer viel fundamentaleren Diskussion geworden zu sein. Die Frage lautet: Sind Sie links oder rechts, sind Sie Sozialist-in oder Kapitalist-in, sind Sie Feminist-in oder nicht?

Linksextreme Ökofeminist:innen

Das Denken in Schubladen nimmt noch immer einen massgeblichen Platz in unseren heutigen Politdiskussionen ein; zunehmende Polarisierung scheint dies nur zu

verstärken. Es gibt, so scheint es, nur das Eine oder das Andere, das Schwarze oder das Weisse, das Linke oder das Rechte. Dieses Phänomen ist nicht verwunderlich, sind es doch stets die Extrempole, deren Geschrei am lautesten zu hören ist. Dominant kommen feministische Äusserungen in der Schweiz von linker Seite. Die Parole der Schweizer Jungsozialist:innen «die Revolution ist feministisch oder unbedeutend» stellt feministische Voten anderer, weniger linker Lager gekonnt in den Schatten. So ist es schnell passiert, dass man das «Dazwischen» übersieht und sich einzubilden beginnt, alle, die je eine Äusserung zur Notwendigkeit des Feminismus gemacht haben, seien ausgeprägt linke Ökofeminist:innen mit extremen, matriarchalischen Zügen und dem dringenden Bedürfnis, den Kapitalismus abzuschaffen.

Natürlich ist es nicht abzustreiten: Die Feminismusdebatte wird hauptsächlich von den Linken getragen und es sind vornehmlich die roten und grünen Parteien, die damit Wahlkampf betreiben. Die politische Natur des Feminismus der dritten Welle ist de facto links. Jedoch stellt sich die Frage, ob es überhaupt noch sinnvoll ist, sich dieser politischen Schubladen zu bedienen. Die Politik lässt sich nicht mehr so einfach in Proletariat und Bourgeoisie einteilen, das Politwesen ist längst viel komplexer geworden und ich frage mich, ob nicht auch ich als Liberale an der Feminismusbewegung teilnehmen kann?

Das Verhängnis

Wir alle - ob Feminist-in oder Nicht-Feminist-in - denken hin und wieder in solchen Schubladen und zwingen unsere Mitmenschen somit in ein vorgefertigtes Meinungskorsett. Es erspart die Arbeit, die notwendig wäre, um die eigentliche Sichtweise des Gegenübers nachzuvollziehen. In Wahrheit gibt es zwischen Schwarz und Weiss, eine enorme Bandbreite an Meinungen und gelebten Realitäten. Kategorisiert man, so verallgemeinert man und schliesst somit jedwede Möglichkeit einer differenzierteren Meinungsbildung aus. Man hört auf, die Dinge kritisch zu hinterfragen, und urteilt vorschnell.

Die Schublade der linken Ökotante, die den Kapitalismus abschaffen möchte und Männer hasst, ist eine prominente Schublade, die längst zum Reservoir aller feministischer Äusserungen geworden ist. Äussert man



sich positiv zum Feminismus, so werden einem von allen Seiten her weitere Attribute zugeschrieben, die vermeintlich mit dieser Äusserung Hand in Hand einhergehen. Ein befürwortender Kommentar zur Gleichberechtigung scheint für viele ein Bekenntnis zur linken Politik zu sein, ein breiter gefächertes Meinungsspektrum scheint unmöglich geworden und das, obschon die meisten Feminist:innen keine Männerhasser:innen mit martialischen Zügen sind und es auch solche gibt, die den Kapitalismus nicht abschaffen wollen und keinen revolutionären Systemwandel fordern. Bevor Aussensetehende den Feminismus daher als eine solch radikal linke Bewegung kritisieren, sollten sie sich wirklich mit ihm auseinandersetzen und verstehen: Feminismus ist nicht das, was laute Extremist:innen am Rand brüllen. Es gibt viele verschiedene Feminist:innen, die den Feminismus auf viele verschiedene Arten zu leben gedenken.

“

DOROTHY L. SAYERS
Britische Schriftstellerin

We are much too inclined in these days to divide people into permanent categories, forgetting that a category only exists for its special purpose and must be forgotten as soon as that purpose is served.

”

Dass man mit anderen linken Forderungen nicht übereinstimmt, sollte kein Grund dafür sein, zu sagen, man wolle und könne keine Feminist:in sein, wo das Ziel der Bewegung doch lediglich auf die Chancengleichheit für alle Geschlechter hinauslaufen sollte. Dass Frauen noch vielerorts untervertreten sind und den Kürzeren ziehen müssen, ist eine Tatsache, der entgegengewirkt werden muss. Frauen müssen gefördert werden, in dem man ihnen eine Stimme gibt und sie dazu ermutigt, sich zum Beispiel in der Politik zu engagieren oder eine Führungsposition anzustreben. Familie und Beruf müssen besser zu vereinbaren sein - eine freie Wahl des Betreuungsmodells der Kinder, die durch Steuerabzüge attraktiver gemacht werden müssen, und flexiblere Arbeitszeiten könnten hier ein potenzieller Lösungsansatz sein. Vor allem aber müssen Frauen beginnen, an sich und ihre Fähigkeiten zu glauben, um durchhalten zu können.

Das Anliegen Gleichberechtigung sollte weder links noch rechts sein, denn um erreicht zu werden, muss es in der ganzen Gesellschaft Fuss fassen können. Hier müssen sich auch jene Feminist:innen an der Nase nehmen, die den Anschein erwecken, Feminismus sei eine, mit allen anderen Forderungen verknüpfte, rein linke Bewegung, denn dies hat einen erheblichen Teil zu der Stigmatisierung beigetragen, gegen welche Feminist:innen nun so vehement ankämpfen. Feminismus sollte versuchen, politisch möglichst neutral zu bleiben, und nicht zu einer linkspolitischen Propagandahandlung werden. Nur weil ich mich nicht zur linken Politik bekenne und Feminismus nicht in erster Linie als Staatsaufgabe sehe, würde ich mich nicht automatisch als schlechte Feministin bezeichnen und dennoch bekomme ich ab und an das Gefühl, nicht ganz hineinzupassen in diese politische Bewegung, welche eben doch viel mehr zu sein scheint als nur eine Frage um Gleichberechtigung.

Hinzu kommt, dass es, solange die Schubladen «links gleich feministisch» und «nicht links gleich nicht feministisch» existieren, immer einen grossen Teil der Bevölkerung geben, der sich dem Thema gegenüber verschliesen und sich nicht bereit erklären wird, den Feminismus nachzuvollziehen oder ihn gar zu unterstützen. Dabei ist es gerade die Bereitschaft einer breiten Masse, die der Feminismus dringend braucht. Denn so politisch diese Debatte auch sein mag, ein Gesetz kann höchstens einen kleinen Teil zum gesellschaftlichen Wandel beitragen, so stark es auch darum bemüht sein mag.

Die Konsensfindung

Kategorisierungen, egal welcher Art, bieten nie eine gute Grundlage für Konsensfindung, Lösungen und Harmonie. Viel eher sorgen sie für Vorurteile und Klischees, die der Realität nur in Ausnahmefällen gerecht werden. Wir alle fassen mal einer Schublade entsprechend vorschnell ein Urteil, doch müssen wir die Dinge stets wiederholt reflektieren, um dieses zu überdenken und uns bewusst zu werden, dass es zwischen Schwarz und Weiss, zwischen Links und Rechts und zwischen Feministisch und Antifeministisch ein Spektrum an feinen Meinungsnuancen gibt, die allesamt beachtet werden müssen, wenn es darum geht, Differenzen zu überbrücken und eine Gesellschaft zu gestalten, in der alle die gleichen Chancen haben, denn zum Schluss ist es das, was wir uns alle - unabhängig unseres politischen Lagers - wünschen.

Spagat zwischen Kindererziehung und Beruf – Turnen mit Alleinerziehenden

Alleinerziehende sind nie allein und doch mit allem allein, ausserdem machen sie einen immer grösseren Anteil der Bevölkerung aus. Alte Familienbilder verflüchtigen sich immer mehr, die Familienpalette erweitert sich. Doch wie genau steht es eigentlich um die Einelternfamilien?

«In der Presse gibt es dieses eine Bild von einer Alleinerziehenden. Sie steht da im Gegenlicht, die Sonne geht unter, alles ist etwas düster und sie hält ihr Kind hoch. Man sieht nur noch die Silhouetten der beiden, sie ist ein bisschen dicklich und die Haare sehen etwas ungepflegt aus. Das kommt bei jedem zweiten Artikel über Alleinerziehende in Deutschland. Somit assoziiert man automatisch, dass das da eine Hartz-IV-Empfängerin ist, die ihr Kind abends noch ein wenig hochhebt, sonst aber ein trostloses Leben führt», sagt Verena Schulemann verärgert. Sie selbst ist alleinerziehend und wohnt mit ihren zwei Kindern in Berlin-Mitte, arbeitet beim jüdischen Rat in Berlin und betreibt nebenbei den Blog Mama Berlin, auf welchem sie über das Alleinerziehendsein berichtet. Sie ist eins von 1.5 Millionen Elternteilen in Deutschland, die Arbeit, Kindererziehung und Leben alleine unter einen Hut bringen müssen.

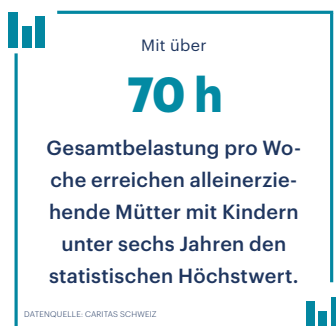
Es gibt viele Vorurteile, mit denen sich alleinerziehenden Mütter (in 83% der Fälle bleibt das Kind bei der Mutter) tagtäglich herumschlagen müssen. Häufige Berufsabsenz aufgrund Krankheit der Kinder, unglückliche Kinder, man selbst habe ganz schön Mist gebaut... Alleinerziehende widersprechen dem traditionellen Rollenbild und sind normwidrig, eine Tatsache, die sich bemerkbar macht. Ob politisch, wirtschaftlich oder gesellschaftlich: Alleinerziehende müssen oft Diskriminierung wegstecken.



Das Armutsrisiko Kind

Ganz nach dem Motto «nomen est omen» werden viele Alleinerziehende auf dem Arbeitsmarkt schon aussortiert, bevor sie überhaupt eine Chance geboten bekommen. «Nachdem ich als Alleinerziehende aus der Mutterschaftszeit zurückgekehrt war, wurde mir gesagt, mein Tageslohn solle heruntergeschraubt werden und das, obwohl ich gerade eine bessere Position zugeschrieben bekommen hatte. Mein Chef sagte, ich sei jetzt alleinerziehend und sollte froh sein, überhaupt irgendwas zu haben. Ich fand das unmöglich, was hat denn meine private Situation mit meinem Job zu tun?»

Alleinerziehende Mütter leiden unter einem grossen Armutsrisiko: Trotz Erwerbstätigkeit liegt die Armutsquote der Schweizer Alleinerziehenden mit 12,7% viermal höher als bei nicht alleinerziehenden Erwerbstätigen. Jede und jeder sechste Alleinerziehende ist hierzulande von Armut betroffen und das, obwohl sie harte Arbeit leisten: Alleinerziehende Mütter mit Kindern unter sechs Jahren verrichten – laut Caritas – durchschnittlich 17 Wochenstunden Erwerbsarbeit und 54 Stunden Haus- und Familienarbeit.



«Mit Lohn, Unterhalt und Kindergeld konnte ich gerade alle nötigen Kosten decken, um uns einen vernünftigen Lebensstandard zu finanzieren. Ich benötige eine etwas

grössere Wohnung für meine zwei Kinder und wenn dann noch die ganzen Grundlebenskosten dazu kommen, dann ist der Lohn schon weg. Da ist keine Kleidung dabei, ich fahre kein Auto und gehe nie auf grössere Reisen. Eigentlich kommt man damit nicht aus. Man braucht schon ganz schön viel Geld oder man ist richtig arm», stellt Verena Schulemann nachdenklich fest.



Geld ist für Alleinerziehende ein knappes Gut und doch wollen die meisten die Wünsche ihrer Kinder erfüllen und ihnen ein gutes Leben ermöglichen. Das Credo lautet hier: Selber Abstriche machen und auf Eigenes verzichten. «Es stellt sich oft die Frage: Was bietet man den Kindern? Diese wollen vielleicht eine Ausbildung oder einen Sportkurs machen. In der Stadt ist so etwas noch teurer als anderswo, aber ich glaube, das trifft nicht nur alleinerziehende Eltern, sondern alle.» Tatsächlich stellen Kinder in vielen europäischen Ländern inzwischen ein Armutsrisiko dar, von dem Ein- und auch Zweielternfamilien betroffen sind. Dennoch ist es für Erstere schwieriger, denn es fehlt stets eine zweite Person und somit ein zweiter Lohn oder die Betreuung.

Ehe abschaffen

Hinzukommt, dass Alleinerziehende auch steuerpolitisch benachteiligt werden. In Deutschland wer-

den ihnen aufgrund ihrer vermeintlich grösseren wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit höhere Steuern verrechnet, was sich wiederum auf das sowieso schon recht schmale Portemonnaie auswirkt. Alles, was nicht in Eheschliessung passiert, ist hinderlich und das, obwohl sich inzwischen viele Lebensmodelle entwickelt haben, die nicht der klassischen Ehe entsprechen. «Ich glaube, ich würde die Ehe als staatliche Institution abschaffen, wenn ich könnte. So ähnlich, wie man es mit der Religion hält, sollte auch sie eine Art Privatvergnügen sein. Wenn die Leute Lust dazu haben, dann sollen sie es machen, aber ansonsten verstehe ich nicht, warum man sich, wenn man sich liebt und eine Gemeinschaft gründen will, staatlich registrieren lassen sollte. In unserer Gesellschaft heute ist das keine Notwendigkeit mehr. Inzwischen gibt es so viele verschiedene Familienmodelle: Es gibt verheiratete Menschen, die nach klassischer Rollenverteilung leben oder umgekehrt, es gibt verheiratete Paare, die die Arbeit paritätisch aufteilen, es gibt homosexuelle Paare und so weiter. Die Familienpalette hat sich enorm erweitert, da an einem Steuergesetz festzuhalten, was noch aus den Fünfzigerjahren stammt, ist völlig falsch.»

Aus eigener Unzufriedenheit

Nicht nur finanziell und beruflich haben es Alleinerziehende schwer. Alltäglich werden ihnen noch immer vielerlei Dinge entgegengebracht, die sie diskriminieren. Sie sehen sich des Öfteren mit Vorurteilen konfrontiert, da sie von einer Erzählung abweichen, die so im 21. Jahrhundert eigentlich längst nicht mehr aktuell sei. «Wir haben früher immer gedacht, Frauen und Männer müssten verheiratet sein. Man machte eine Berufsausbildung und im Privata-

ten musste man jemanden finden, den man heiratete. Erst dann war man ein vollwertiges Mitglied der Gesellschaft. Ich glaube, dass das inzwischen etwas ist, was viele nicht mehr als aktuell oder zeitgemäss betrachten. Früher gab es Verheiratete, alle anderen wiesen eine Art Manko auf. Zudem wurden auch uneheliche Kinder und deren Mütter diskriminiert, die Männer meist nicht. Auch wenn sich längst enorm viele verschiedene Arten von Partnerschaften etabliert haben, ist diese Denkweise noch latent vorhanden und sorgt für Diskriminierung.»



Für manche scheinen Alleinerziehende etwas Exotisches zu sein, eine scheinbar überforderte Spezies Mensch, die irgendwas im Leben nicht richtig hinbekommen hat. Kommentare, die sie als Schlampe bezeichneten, musste auch die Berlinerin schon wegstecken und dennoch geht sie das Ganze positiv an: «Ich glaube, das kommt immer von Leuten, die mit ihrer eigenen Situation nicht so richtig zufrieden sind und es umso mehr brauchen, sich von Leuten abzugrenzen, die einen anderen Lebensstil leben. Es ist ähnlich wie das Verpönnen der Miniröcke: Ich traue mich selbst nicht, einen kurzen Rock anzuziehen, und sage daher, dass sie total skandalös seien. Ich kann auf einer ganz verstandeslogischen, rationalen Ebene nicht nachvollziehen, was daran so schlimm ist, wenn man als nicht Verheiratete mit seinem Partner ein

Kind bekommt. Was soll daran nicht recht sein? Wichtig ist, dass man sich um das Kind kümmert und nicht, ob man verheiratet ist oder schwarz oder weiss oder sonst was. Natürlich ist es anstrengender, wenn ich Job und Kind vereinbaren muss, aber es gibt auch verheiratete Paare, die kein leichtes Leben haben und viel wuppen müssen.» Manchmal da müsse man einfach mal den Verstand einschalten und überlegen, ob das wirklich ein Problem sei und wer davon nun den Schade trage. Die Mutter? Das Kind?

Mama Berlin

2014 gründete Verena Schulemann ihren Blog Mama Berlin, mit dem sie sich eine Stimme verschaffen wollte. «Als ich den Blog vor fünf Jahren gründete, da war ich mit die Erste, die etwas für die Gruppe Alleinerziehender ins Leben gerufen hat. Damals hiess es wirklich noch, wenn man alleinerziehend ist, sei man total am Arsch und habe ein krasses Manko. Man wurde als komplette Katastrophe dargestellt. Es hiess, man bekomme keinen Job, man sei arm und auch die Kinder würden leiden. Das hat mich geärgert. Ich will mich nicht als Opfer sehen, weil ich keinen Mann habe und mein Kind schon gar nicht. Ich möchte nicht stigmatisiert werden.»

Es sind die positiven Aspekte, die sie versucht, zu zeigen. «Meine Lebensphilosophie ist, dass wir selber immer dafür zuständig sind, ob unser Leben gut oder schlecht ist. Das findet alles in der Bewertung statt. Ich könnte jetzt hier sitzen und mich beschweren, dass es heiss und schwül ist, aber ich könnte auch denken, dass es schön ist, im Sommer draussen sitzen zu können. Da kann man sehr viel selber entscheiden. Ausserdem glaube ich, dass es grund-

sätzlich nicht falsch ist, die positiven Dinge zu betrachten. Es gibt viele Sachen, die klein sind, aber schön, auch dann, wenn das Leben schwierig ist. Die Kinder, die mich in den Arm nehmen und gernhaben, oder eine gute Note in der Schule schreiben, auf die man stolz sein kann.»

Die Momente, in denen die Kinder lachen, in denen sie einen umarmen, in denen sie glücklich sind, sind jene Momente, die für alle Eltern höchste Priorität haben - auch für alleinerziehende. Das hohe Armutsrisiko, unter welchem vor allem alleinerziehende Mütter leiden, und die ständige Stigmatisierung sind Zeichen von strukturellen Problemen, die nicht zu unterschätzen sind. Ein bisschen weniger Vorurteil täte uns gut, denkt Verena Schulemann und möchte daher positive Bilder in die Welt setzen, auf denen die Frau nicht immer nur bedröppelt in der Abenddämmerung dasteht, denn es steckt so viel mehr dahinter.



Von feministischer Philosophie

Der feministische Philosoph Dominique Kuenzle über die Philosophie, was Feminismus ist, wer sich Feminist-in nennen darf und was das System mit all dem zu tun hat.

feminin: Wieso haben Sie sich dazu entschieden, Philosophie zu studieren? Oft kommt sie nicht sonderlich gut weg.

Philosophie hat mich schon immer am meisten interessiert, zudem sind philosophische Kompetenzen für mich extrem zentral. Mir wurde damals zwar auch gesagt, Philosophie sei eine brotlose Kunst, allerdings riet mir dann eine akademische Berufsberaterin, es trotzdem zu studieren. Ausserdem glaube ich, dass sie gesellschaftlich am meisten mitzureden hätte, wenn ihr mehr Anerkennung zuteil würde.

Nimmt die Philosophie in Zeiten der momentan stattfindenden gesellschaftlichen Umbrüche einen grösseren Stellenwert ein?

Ich denke sicher, dass sie es sollte, ob sie es wird, ist jedoch eine andere Frage. Das hängt von verschiedenen Gründen ab. An den Schulen in St. Gallen hat man momentan zum Beispiel mehr Philosophieunterricht als im Kanton Zürich, falls jetzt aber jemand kommt und sagt, wir bräuchten mehr Informatikunterricht, dann ist es schnell passiert, dass die Philosophie auch hier vom Stundenplan gestrichen wird.

Wie sind Sie dazu gekommen, sich mit Feminismus auseinanderzusetzen?

Für mich war das nichts Biografisches, das heisst, es ist nichts passiert oder so. Für mich waren die Argumente damals entscheidend. Früher war ich sehr theorieorientiert und habe mich vornehmlich mit theoretischer Philosophie auseinandergesetzt. Irgendwann fing ich dann allerdings an, mich stärker mit praktischer Philosophie zu beschäftigen, weil diese mich sehr interessiert hat und ich fand, dass sie gesellschaftlich mindestens so wichtig ist. Mir ist dann schnell aufgefallen, dass man, sobald man den Gerechtigkeitsbegriff mal durchdacht hat, auf Dinge stösst, die man einfach nicht akzeptieren kann. Ein weiteres Beispiel hierfür ist zum Beispiel die Tierethik. Überdenkt man das Ganze mal, so sieht man schnell, dass Dinge wie Massentierhaltung einfach nicht gehen. Es ist zwar nach wie vor eine andere Frage, ob man aktiv etwas dagegen macht oder nicht, aber auf argumentativer Stufe muss man einsehen, dass es ein Verbrechen ist, was den Tieren dort angetan wird. Beim Feminismus ist es genau das Gleiche. Wenn einem Ethik wichtig

ist und man einen Gerechtigkeitsbegriff hat, den man auch wirklich durchdacht hat, dann sieht man sehr schnell, dass die jetzigen Verhältnisse einfach nicht fair sind.

Viele bezeichnen den Begriff Feminismus als irreführend, da er den Anschein erweckt, es ginge vor allem um eine Machtübernahme der Frauen? Ist die Bezeichnung falsch?

Menschen, die den Feminismus niedermachen möchten, finden dafür immer einen Grund. Wenn eine Person sagt, dass sie, sobald das Ganze Equalismus genannt wird, an Board sei, dann soll sie es halt Equalismus nennen. Persönlich denke ich allerdings, dass man genauso gut bei Feminismus bleiben kann. Die Natur der Bewegung verändert sich durch den Namen nicht und ich glaube, dass die gleichen Leute, die jetzt etwas gegen den Feminismus einzuwenden haben, dies auch hätten, wenn man es Equalismus oder Humanismus nennen würde.

Wer darf sich Feminist-in nennen?

Man kann über die Details der Definition streiten, aber im Wesentlichen ist der Feminismus eine Position, die sagt, niemand sollte aufgrund seines

Geschlechtes benachteiligt werden. Das ist eine simple Gerechtigkeitsforderung und wer diese unterstützt, kann sich meiner Meinung nach Feminist-in nennen. Es ist dann immer noch eine andere Frage, ob es okay ist, im Gespräch zu sagen, man sei Feminist-in, ohne dass man irgendetwas für die Bewegung unternimmt.

Inzwischen sieht man überall T-Shirts auf denen Dinge wie «This is what a feminist looks like» steht. Ist Feminismus zum Hype geworden?

Ich finde, es kommt auf die einzelne Person und den Kontext, aus welchem heraus diese das T-Shirt kauft, an. Ich bin sicher, dass es Männer und Frauen gibt, die sich solche T-Shirts aus zweifelhaften Gründen kaufen oder die aus zweifelhaften Gründen bei einer Party verlauten lassen, sie seien Feminist-in. Aber solche Fälle gibt es immer und sie sollten nicht davon ablenken, dass es auch einen Haufen Menschen gibt, die aus einem guten Grund sagen, sie seien Feminist-innen und dies auch wirklich so meinen. Sicher kann man sich fragen, ob der Feminismus in letzter Zeit etwas stylish geworden ist, aber grundsätzlich finde ich nicht, dass jemand unheimlich aktiv feministisch unterwegs sein muss, um sich Feminist-in zu nennen.

Wie sind die oft prekären Verhältnisse in der Produktion solcher T-Shirts mit der Aussage, die sie machen, vereinbar?

Von der Symbolik eines solchen T-Shirts als feministisches T-Shirt ausgehend, gibt es zwei Ebenen. Zum einen werden die Arbeitsverhältnisse bei der Herstellung durch die Message des Kleidungsstücks prominenter und man überlegt sich vielleicht zweimal, ob man das jetzt wirklich kaufen muss. Allerdings sind solche Problematiken überall in unserem Alltag zu finden und Teil vor-

strukturierter Konstrukte, in die wir hineingeboren wurden. Heute kann man an so vielen Ecken ungerechte Strukturen fördern, dass man gar nie alles richtig machen kann und dementsprechend auch nicht erwarten sollte, alles richtig machen zu können. Wenn man zum Beispiel das T-Shirt nicht kauft, aber danach etwas aus Plastik, dann unterstützt man so vielleicht einen Staat mit einer Erdöldiktatur, der die Bevölkerung ausbeutet. Und falls es nicht das ist, dann schadet man vielleicht dem Klima irgendwo. Idealerweise vermeidet man möglichst viele solcher Dinge, aber man muss auch darauf achten, nicht paralysiert zu werden. Es ist wichtig, zu schauen, wo man aufhört, aber auch, wie man so noch funktionieren kann.

Ist das kapitalistische System an solchen Ungerechtigkeiten schuld?

Das ist eine schwierige Frage. Für mich liegt der Ursprung hier in der Überlegung, ob die Gleichstellung zwischen Mann und Frau im Kapitalismus überhaupt möglich ist und wenn ja, wie man sich von solchen Strukturen freimachen kann. Das sind wahnsinnig komplizierte und vielschichtige Überlegungen und wenn man das noch weiter auf die Gesellschaft als Ganzes ausdehnt, dann wird es nur noch spekulativer. Meine Einschätzung ist, dass es sicher Fortschritte gibt, die man im jetzigen System durchsetzen kann und diese sollte man jetzt anpacken und man sollte auch in Zukunft versuchen, möglichst viele Ungerechtigkeiten zu beheben. Es ist immer leichter, zurückzublicken und sich zu fragen, wie die Leute damals nicht sehen konnten, wie ungerecht es eigentlich zu und herging. Ob danach noch irgendwelche Strukturen existieren, die der völligen Gleichberechtigung im Weg stehen, das ist nicht so klar. Sicher wäre es von Vorteil, wenn man weniger

kapitalistische und mehr anarchistische Strukturen hätte, welche kooperativer und lokaler sind und bei denen die Wirtschafts-, die Wachstums- und die Konkurrenzidee weniger dominieren. Man sollte sich jedoch auch nicht lähmen lassen und das Gefühl bekommen, dass ohne diese Revolution gar nichts möglich ist. Obwohl ich sie abstrakt vielleicht auch fordern würde, finde ich, dass man auch in diesem System versuchen sollte, so viel wie möglich zu erreichen. Allein aus strategischen Gründen sollte man diese Grundbedingungen vielleicht auch nicht infrage stellen, weil bei der Äusserung, der Kapitalismus sei der Märtyrer allen Übels, die Hälfte der Bevölkerung sofort abspringen würde. Grundsätzlich denke ich jedoch, dass ein Systemwandel für uns Homo sapiens sicher möglich sein sollte. Schliesslich ist es uns auch gelungen, zu wettbewerbs- und statussymbolorientierten Wesen zu werden. Da könnten wir es wohl auch schaffen, fairer und kooperativer zu werden. Naturalistische Argumente, die dem widersprechen, kann ich nicht nachvollziehen.

Was sagen Sie Leuten, die den Feminismus als überholte Ideologie betiteln?

Persönlich mache ich immer sehr gute Erfahrungen, wenn ich einfach ruhig mit den Leuten rede, die sich gegen den Feminismus stellen. Wenn man sein Gegenüber dazu auffordert, das zu überdenken, was er oder sie gerade gesagt hat, dann kommt man oft viel weiter. Man muss den Leuten Fakten präsentieren und zeigen, wie es zum Beispiel mit der Lohndifferenz oder sexualisierter Gewalt aussieht. Solange solche Dinge existieren, kann ja niemand sagen, die Gleichberechtigung sei erreicht. Allerdings sollte man immer versuchen, solche Gespräche möglichst offen und freundlich zu gestalten,

sonst besteht die Gefahr, dass man jemandem das Gefühl gibt, angegriffen zu werden und dann ist das Gespräch sowieso schon verloren.

Warum sind antifeministische Äusserungen in den letzten Jahren verstärkt aufgekommen?

Mein Eindruck ist, dass bis vor circa fünf Jahren eine soziale Norm oder Richtlinie vorhanden war, die ausgesagt hat, man solle sich nicht sexistisch, homophob oder rassistisch äussern. Das heisst zwar nicht, dass man dies dann auch wirklich nicht war, aber wenn jemand solches Gedankengut geäussert hat, dann wurde das sozial eher sanktioniert. Dadurch passte man natürlich auch viel besser auf, was für Aussagen man in der Öffentlichkeit oder im Beisein von Fremden machte. In den letzten fünf Jahren hat sich diese Norm immer mehr verflüchtigt. Ich weiss nicht, ob das daran liegt, dass sich solche Ansichten im Hinterkopf der Leute verstärkt haben oder ob es einfach salonfähig geworden ist, Dinge zu sagen, die man vor fünf Jahren lieber nicht gesagt hätte. Wenn einem die Möglichkeit geboten wird, solche Aussagen vermehrt kundzutun, ohne unverzüglich eine negative Rückmeldung zu erhalten, dann beeinflusst das auch, was man denkt und diese misogynen oder rassistischen Züge verstärken sich noch mehr. Sicherlich haben auch Social Media und gewisse politische Entwicklungen dazu beigetragen. Wenn ein Politiker wie Trump solche Sachen offen sagen kann, dann verstärkt dies das Ganze doch nur noch mehr.

Haben Männer, die sich gegen den Feminismus stellen, Angst vor Machtverlust?

Machtverlust als explizierter Grund für Antifeminismus scheint für mich wenig plausibel. Wir Menschen gestehen uns Macht zu ungern ein, als

dass wir unsere Taten bewusst oder halb bewusst mit ihr argumentieren würden. Wer in der Gesellschaft eine Machtposition innehat, der findet dafür meist irgendwo auch Argumente, die diese Position legitimieren und einem das Gefühl nehmen, man könne sie verlieren. Daher glaube ich nicht, dass dies einen massgeblichen Einfluss hat. Viel wahrscheinlicher scheint mir, dass es hierbei um Angst vor einem Identitätsverlust geht. Es gibt Identitäten, die wir als gesellschaftliches Angebot als Mann oder Frau annehmen können. Diese Identitäten sind vorgeformt und können Dinge wie Sexismus mit sich bringen, ohne dass wir viel dafür können. Bewegungen wie zum Beispiel der Feminismus vermitteln die Gefahr, man könne eine solche Identität vielleicht verlieren und so etwas macht niemandem Freude. Wir haben es alle lieber, unser Leben so weiterzuleben, wie wir es gerade tun. Das ist viel bequemer. Wenn dann noch ein wenig Chauvinismus dazu kommt, dann sind solche frauenfeindlichen Kommentare schnell gefallen. Ob dies jedoch die richtige Antwort ist, kann ich nicht beurteilen, ich glaube, ich habe sie selbst noch nicht gefunden.

Können Männer denn überhaupt Feministen sein?

Ich finde natürlich schon und zwar auf Basis der Dinge, die ich bereits zuvor erwähnt habe. Wenn ein Mann findet, die Diskriminierung von einer ganzen Gruppe - in diesem Fall Frauen - ist nicht in Ordnung, dann kann dieser sich im Prinzip Feminist nennen. Ich sehe da überhaupt kein Problem. Natürlich kann man auch hier über die Definition des Begriffes streiten. Muss man bei einer Demonstration gewesen sein, um Feminist-in zu sein, oder reicht es, wenn man die Ungerechtigkeiten einsieht? Wenn jemand allerdings sagt, dass Geschlecht sei entscheidend da-

für, ob sich jemand Feminist-in nennen darf oder nicht, dann sehe ich eigentlich keine guten Argumente mehr. Da müsste man dann wieder eine ganz andere Definition des Feminismus konzipieren.

Sind Männer die Verlierer vom Feminismus?

Ich glaube nicht. Eigentlich sollte es einfach Gewinnerinnen geben, ohne dass andere am Ende einen Verlust einstecken. Wobei es sich auch hier wieder um eine sehr vielschichtige Frage handelt. Wenn man Dinge wie toxische Maskulinität oder Sexismus betrachtet und davon ausgeht, dass diese mit dem Feminismus überwunden werden, dann könnte man sogar von einem Gewinn für alle reden. Auf der anderen Seite kann man natürlich auch argumentieren, dass ein Mann, der zuvor im Boardroom einer grossen Firma nach einem Meeting mit seinen anderen männlichen Kollegen über Fussball und Bier geredet hat, dies nun nicht mehr kann, weil das für Frauen vielleicht ein weniger ansprechendes Thema ist. Es würde für Männer wahrscheinlich auch allgemein schwieriger werden, einfach so zu den Jobs auf den Chefetagen durchzuspazieren, die richtig viel Geld einbringen, wenn auf einmal auch Frauen mitmischen. Aber das ist natürlich richtig so, schliesslich sollten alle die gleichen Möglichkeiten haben.

Sie sprechen die unterschiedlichen Interessen von Frauen und Männern an. Glauben Sie denn, dass von Grund auf Unterschiede bestehen?

Unterschiede sind vorhanden, allerdings glaube ich nicht, dass diese angeboren sind. Vielmehr sind sie kulturellen Ursprungs und Teil eines sozialen Konstrukts. Wenn man Jungs sagt, sie sollten Fussball spielen gehen und Mädchen zum Reiten schickt, dann entwickeln sich solche Charakteristika von selbst. Das

könnte übrigens auch ein Grund für den Mangel an Frauen in Machtpositionen sein. Ein Problem dieser ist nämlich, dass man oft die gleichen Leute an die Spitze nachholt. Sprich, dass Männer, die früher alle Ämter belegten, wieder Männer nachholten, die ihnen ähnelten und so weiter. Eine solche Kette lässt sich meiner Meinung nach ewig lang weiterführen. Da ist es für Frauen natürlich schwierig, durchzudringen.

Zum Schluss: Ein Gegenargument, welches immer wieder fällt, ist die Behauptung, Feminismus sei radikal. Ist das wirklich so und wenn ja, braucht es das?

Es gibt sicher radikale Feministinnen und radikale Züge. Was aber allein an der Forderung, dass niemand aufgrund seines Geschlechtes diskriminiert werden sollte, radikal ist, sehe ich nicht. Prinzipiell wäre es mir am liebsten, wenn es Radikalität nicht bräuchte, allerdings habe ich für eine Radikalisierung im momentanen Kontext teilweise Verständnis. Zum Beispiel auch, weil der Antifeminismus wieder einen Aufschwung erlebt. Um dem entgegenzutreten, geht es manchmal vielleicht gar nicht anders. Grundsätzlich sehe ich in Radikalismus aber nicht die Lösung und finde ihn nicht sehr vielversprechend. Radikal bedeutet für mich, dass man den Diskurs, bei dem es um diese besseren Argumente geht, verlässt und das finde ich nicht gut. Ich bin sehr verhaftet in eine aufklärerische Tradition, die Hoffnung in das Gespräch setzt. Am liebsten wäre es mir, wenn am Ende ein Gespräch mit logischen Argumenten zum Ziel führt, denn davon haben wir alle am meisten.

Dominique Kuenzle, selbsterklärter feministischer Philosoph, doziert an der UZH und ist an der Kantonsschule Wil Lehrer für Philosophie.

Gastkommentar Stefan Wittwer

Der vermeintliche Kampf gegen die Männer der Welt

Auch die Frage nach der Rolle des Mannes im Gleichstellungsprozess kommt immer wieder auf. Hier gehen die Meinungen weit auseinander - während sich einige Frauen durch ein zu prominentes Engagement von Männern bevormundet fühlen, ist für andere selbstverständlich, dass diese genauso dazu beitragen können und müssen, gegen die Diskriminierungen anzukämpfen. Männer seien zum Streik nicht geladen, aber auch nicht ausgeladen, kommentierte eine der Referentinnen an der KZO. So wichtig es auch ist, dass Frauen selbst für ihre Rechte eintreten und Forderungen stellen, da sie am besten wissen, wo die Diskriminierung am problematischsten ist, so muss auch bedacht werden, dass eine solche Aussage möglicherweise ein falsches Image vermitteln und viele Männer abschrecken kann, die gerade dabei sind, sich eine Meinung zum Feminismus zu bilden, und ihnen somit den Glauben auferlegt, es gehe etwa um Männerhass oder eine grundsätzliche Herabwürdigung des Mannes. Dabei kann ein Mann ein ebenso engagierter Feminist sein.

Keinesfalls sollte man Frauen die Schuld dafür zuweisen, dass einige Männer in der Frauenrechtsbewegung nicht mehr erkennen als martialische Rachegefühle verzweifelter Feministinnen, die Männer unterwerfen

möchten. Ganz im Gegenteil - man muss auf die provokativen Parolen eingehen und sich trauen, Frauen zu unterstützen. Viele Reaktionen von Männern im Zeitalter von Klitoriswanderung und #metoo gehen aus einer grundlegenden Angst hervor, dass sich der Zorn eines wütenden Feministinnenmobs gegen sie richtet. Dabei wollen Feminist:innen alle nur die Gleichberechtigung erreichen; niemand schlägt vor, Männer zu enteignen oder mit einer Guillotine zu enthaupten. Wer sich tiefergründiger mit feministischen Forderungen auseinandersetzt, wird erkennen, dass vernünftige Forderungen hinter der kämpferischen Fassade des «Menstruieren aufs Patriarchat» stehen. Auch Männer können unter veralteten Rollenbildern leiden und müssen mancherorts Abstriche machen.

Wenn die Auswüchse der Diskriminierung gegen den modernen Mann auch geringfügiger sind als das, was viele Frauen jeden Tag durchmachen müssen, so ist hier dennoch ein geschlechterübergreifendes Problem zu finden, das gemeinsam angegangen werden sollte. Bei einer solchen Bewegung kann es nur Vorteil sein, alle unabhängig vom Geschlecht für das Ziel vereint zu haben, und wir sollten uns fragen, was wir dafür tun können und müssen.

Über den Aufschwung der Misogynie

Attacken auf feministische Erfolge, Unternehmungen und Ziele sind kaum noch aus dem heutigen Alltag wegzudenken. Als Zeichen zunehmender Polarisierung prägen sie heute Parteilandschaften, Politdiskussionen und Medien und scheinen sich inzwischen auch ganz oben in der Gesellschaft eingenistet zu haben.

Seit es ihn gibt, hat der Feminismus Rivalen. Eine Gruppe Gegenspieler, die den Feminismus beanstanden, versuchen, ihn zu kontestieren und sich vehement darum bemühen, der Emanzipation der Frauen Widerpart zu bieten. Doch nahmen die frauenfeindlichen Parolen seit dem medialen Aufmerksamkeitsboom, der dem Feminismus in den letzten Jahren zuteilwurde, stark zu oder gewannen zumindest an Präsenz. Einst in ominösen Internetforen und bei abendlichen Stammtischrunden zu Hause, verschob sich der Schauplatz misogyner Diskussionen immer mehr in die Öffentlichkeit. Ob auf Social Media, an Bildungsinstitutionen oder in der Politik - Antifeminismus oder gar Frauenfeindlichkeit scheinen salonfähig geworden zu sein.

Über Unterdrücker:innen

Misogyne halten mit unmissverständlicher Überzeugung an der Behauptung fest, Feminist:innen seien gekommen, um die Macht an sich zu

reißen. Sie betiteln den Feminismus als eine Ideologie, die längst überholt sei, nämlich seit Frauen in Europa ihr Wahlrecht erlangten oder zumindest seit die Gleichberechtigung in den westlichen Verfassungen verankert ist. Feminist:innen werden als Lügner:innen etikettiert, die aus Eigennutzen Schauernmärchen von Diskriminierung und Marginalisierung erfinden. So etwas wie Hindernisse gebe es für Frauen nicht, mit dem Feminismus sollten den Männern viel eher welche gestellt werden.



PAT ROBERTSON
US-amerikanischer Prediger und Politiker

Feminism encourages women to leave their husbands, kill their children, practice witchcraft, destroy capitalism and become lesbians.



Misogyne polemisieren gegen den Genderwahn und glauben nicht an die Gleichstellung der Geschlechter. Aus biologischen körperlichen Un-

terschieden von Frauen und Männern folgern sie hierarchische Gesellschaftsordnungen, an die es sich zu halten gilt. Somit sind Männer das stärkere und Frauen das schwächere Geschlecht, weswegen Letztere automatisch eine dem Mann untergeordnete Rolle einnimmt oder zumindest einzunehmen hätte. Das frauenfeindliche Verständnis für alles, was sich ausserhalb der traditionellen «Mutter-Vater-Kind-Erzählung» bewegt, hält sich in Grenzen. Alles, was nicht cis ist, ist abnormal und demzufolge a priori minderwertig. Am liebsten haben sie es, wenn Frauen und Männer in Ehe zusammenleben, wobei sie sich um Haushalt und Emotion kümmern und das Geldverdienen und die Politik gnädig den Männern überlässt, diese könnten das ohnehin viel besser. Wer das anzweifelt, verstösst gegen eine gottgegebene, natürliche Ordnung. Feministinnen haben sich - von Misandrie getrieben - dazu verschrieben, Männer zu untergraben und eine totalitäre Vorherrschaft der Frauen durchzusetzen. Eine Opferrhetorik, die zieht - vor allem online.

“
MIKE MONTEIRO
 Designer
Twitter, which was conceived and built by a room of privileged white boys, never considered the possibility that they were building a bomb.
 ”

Über den laut zwitschernden Vogel

In Zeiten von durch Mikroblogging-Dienste geschaffener Polarisierung ist es nicht erstaunlich, dass auch frauenfeindliche Hasskommentare vor allem auf populären Social Media Plattformen immer mehr an Präsenz gewinnen. 140 Zeichen sind schnell geschrieben, die Anonymität

verleiht einem zudem eine zuvor nie da gewesene Sicherheit - man muss sich nicht mehr rechtfertigen, kann schreiben, was einem beliebt und in Zeiten von Aufmerksamkeitsökonomie wird auch gerne mal einer oben draufgelegt; verurteilt wird man ohnehin nicht. Dass solche Kürzestnachrichten fortwährend an Popularität gewinnen und vermehrt zur Erschaffung des eigenen Meinungsbildes beitragen - man rede einfach nach, was zuoberst im Feed erscheint - ist gefährlich, doch nur ein weiterer Aspekt unserer heutigen gesellschaftlichen Problematik: Wir mögen es simpel. Sich eine Meinung zu bilden, scheint bei dem Informationsüberdross unserer digitalisierten Welt unmöglich - kaum haben wir mit etwas angefangen, kommt schon die nächste Meldung rein. Nach dem Prinzip «die Lautesten werden gehört», ist es schnell passiert, dass der Beitrag mit dem perfidesten Inhalt zum prominentesten wird und schleunig von einer Vielzahl Leute blindlings wiederholt wird. Leider sind es oftmals jene mit dem Drang zur Respektlosigkeit, denen diese Aufmerksamkeit zuteilwird.

Über die hinterhältige Feminismus-Lobby

Eine solche Mentalität ist längst auch auf die Politik übergeschwappt: Populismus ist en vogue, wir mögen Menschen, die es uns einfach machen, die Dinge in die Hand zu nehmen scheinen und sich mit provokativen Parolen Aufmerksamkeit verschaffen. Letztere vor allem in rechtspopulistischen Kreisen auch gerne mal auf Kosten der Frauen. Ob in den USA, dem Vereinigten Königreich oder Brasilien - Staatsoberhäupter, die Frauen mit Gebäuden vergleichen, Homosexuelle als Schwuchteln oder die Zeugung der eigenen Tochter als «schwachen Mo-

ment» bezeichnen, sind zur Normalität geworden und Sexismus auf der höchsten Ebene der Politik somit völlig legitim.

“
JAIR BOLSONARO
 BRASILIANISCHER PRÄSIDENT
Ich bekam vier Söhne, aber dann hatte ich einen Moment der Schwäche und das fünfte war ein Mädchen.
 ”

Zwar pointieren vor allem stark rechts gesinnte Parteien, allen voran die AfD, immer gerne, wie wichtig ihnen die Gleichstellung der Geschlechter sei, aber sei diese nun mal längst erreicht und das, was sich heute zutrage purer Genderwahnsinn. Feminismus ist das Feindbild, eine Diktatur, die versuche, vorzuschreiben, wo es langgehe, was man zu sagen habe und was nicht. Man solle sich hüten vor der feministischen Lobby, die im Hintergrund die Strippen ziehe, versuche, anderen das Heft aus der Hand zu nehmen und für einen beträchtlichen Anteil der gesellschaftlichen Probleme verantwortlich sei.

Über Ängste und Ignoranz

Auch Angst vor dem Verlust des Status quo, das Festhalten an längst überholten Ideologien oder die eigene Bequemlichkeit können Grund für den Antifeminismus oder Frauenhass sein. Immer öfter ist auch von dem Verlust der Männlichkeit die Rede. Der US-amerikanische Schriftsteller und selbst ernannte Maskulinist Jack Donovan preist in seinen Büchern die Maskulinität und fordert Männer dazu auf, endlich wieder etwas härter durchzugreifen und Stärke an den Tag zu legen. Die Diffamierung des Feminismus bietet sich an,

wenn man glaubt, man müsse sich vor Machtübernahme und Verlust der eigenen Privilegien schützen. Sie ermöglicht es, eine Schuldige für jedes Übel zu finden und somit am eigenen Dogma des übermächtigen Männlichen festzuhalten. Dies zeigt sich bei Bewegungen wie den Incels, deren Name eine Komposition der Wörter *involuntary* und *celibate* ist - unfreiwillig enthaltsam. In Internetforen lassen sie ihren Frust über ihr sexuelles Elend aus und machen Frauen dafür verantwortlich. Diese bräuchten ihren Körper als Machtinstrument und enthielten ihnen den Sex vor. Für lebenslängliche Monogamie, Jungfräulichkeit und Ergebenheit der Frau dem männlichen Wesen gegenüber plädieren viele dieser Männer. Den Ursprung ihrer Einsamkeit ausfindig zu machen, kommt ihnen nicht in den Sinn, viel eher halten sie stur an ihrem Dogma fest, und kultivieren in fanatischer Weise den Incelritus. Sie haben eigene Schriften und ihr eigenes Vokabular, so gibt es zum Beispiel Wristelcels für Männer mit zu schmalen Handgelenken oder Heightcels für Männer, die zu klein sind. Ausserdem besteht ein Personenkult. Vorbilder, die zumeist durch weniger vorbildliche Taten an Aufmerksamkeit gelangten: Für manche der sich sexuell unterdrückt und benachteiligt fühlenden Männer scheinen sogar Vergewaltigung und Mord ein legitimes Mittel zur Befreiung aus der Unterdrückung zu sein - immer wieder finden vor allem in den Vereinigten Staaten Schiessereien statt, bei welchen ein verzweifelter Incel sich nicht weiterzuhelfen weiss und gerne auch mal mehrere Frauen aufs Mal umzubringen versucht.

Über gefährliche Tendenzen

Ein Teil der heutigen Frauenfeindlichkeit ist somit eine aus Angst resultierende Reaktion auf die momentan stattfindenden gesellschaftlichen Umbrüche. Der Zwang, die eigene Komfortzone zu verlassen, bekommt vielen nicht, lieber versuchen sie, ihre Echokammern zu verschliessen und sich in ihnen zu verbarrikadieren. Was mir früher gut zugespielt hat, wird das auch heute tun, denken einige und klammern sich verzweifelt an anachronistische Rollenbilder und Normen. Andere wiederum handeln viel weniger aus Angst als aus schlichter Ignoranz und Überzeugung der eigenen Überlegenheit. Im schlimmsten Fall endet dies in Gewalt und Unterdrückung, doch kann auch schon ein kleineres Ausmass verheerende Folgen haben: Manche beanspruchen es nun mal für sich, ab und an einen Kommentar zu machen, der Frauen zum Opfer sexistischer Beleidigungen werden lässt und sie diskreditiert. Aber das tut ja auch niemandem wirklich weh, nicht? Diese Art antifeministischer und sexistischer Haltungen ist längst kein Phänomen radikaler Randgruppen mehr und lässt sich überall wiederfinden, sogar dort, wo man es eigentlich am wenigsten erwarten sollte. Diese Tendenz ist besorgniserregend, denn wenn die Verunglimpfung der Frauen inzwischen gesellschaftsfähig geworden ist und sogar von Staatsoberhäuptern vorgelebt wird, wie sollen feministische Anliegen da einen Fortschritt machen?

Auf der Suche nach Frauen in der Politik

Die politische Geschichte der Frauen in der Schweiz geht nicht allzu weit zurück. Als die neuere Schweizer Geschichte 1848 mit der Annahme der Bundesverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft begann, war allein den Männern das allgemeine Stimm- und Wahlrecht vorbehalten. Frauen hingegen sollten noch mehr als hundert Jahre auf das Recht zur politischen Selbstbestimmung warten und ziehen noch heute oft den Kürzeren, wenn es um politische Ämter geht. Im Gespräch mit Nationalrätin Priska Seiler Graf (sp.).

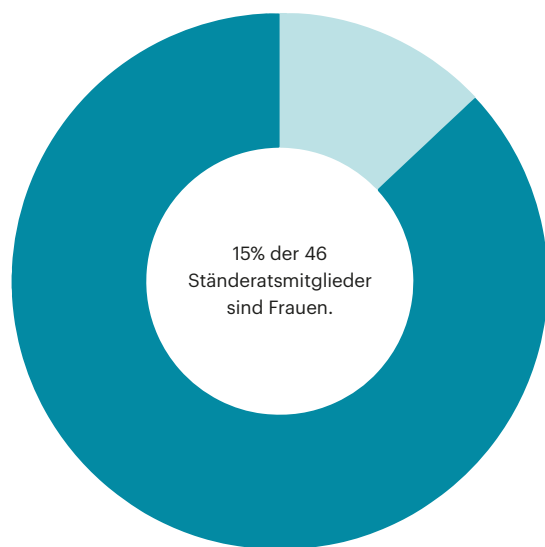
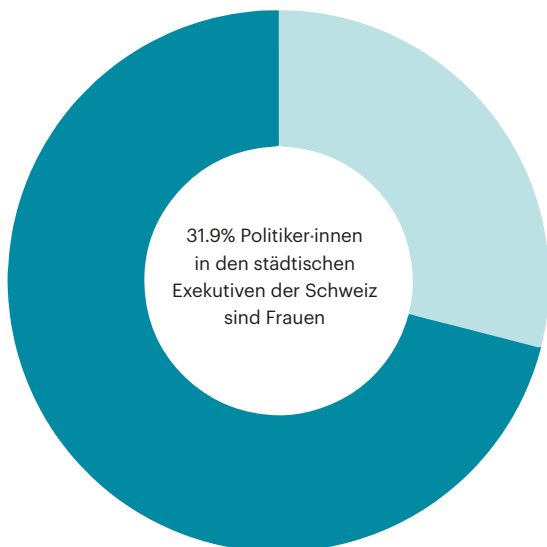
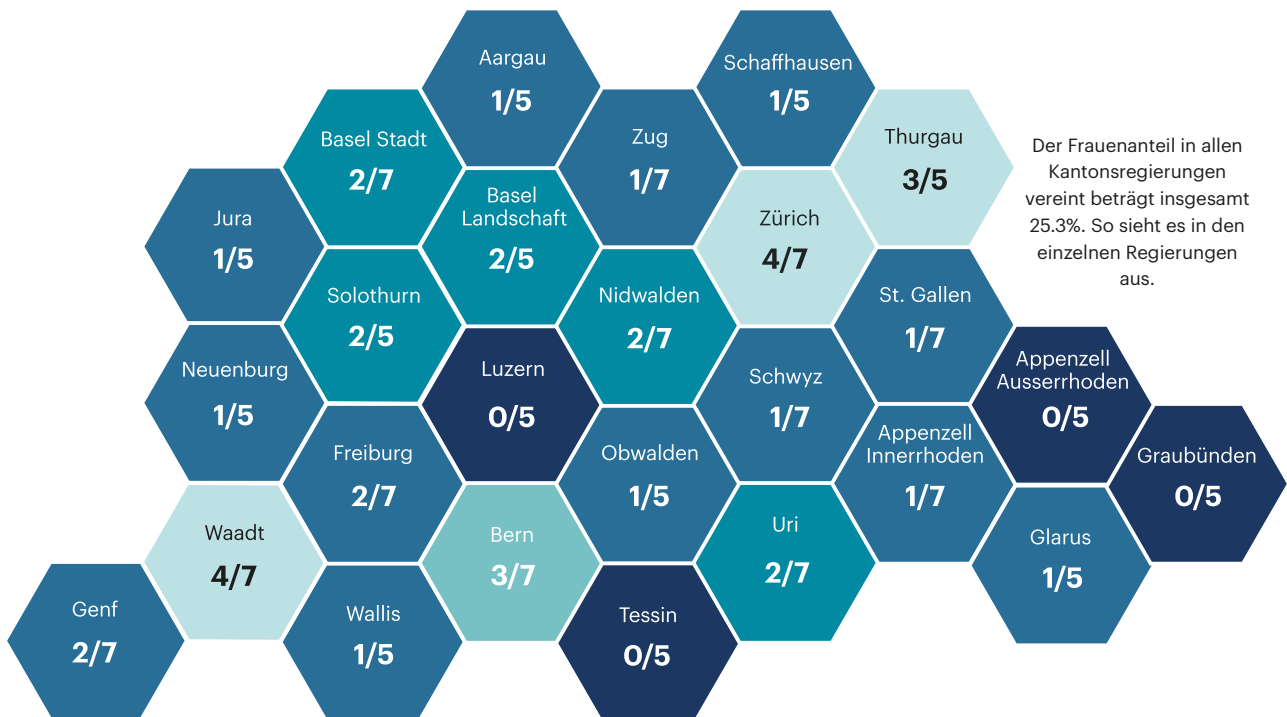
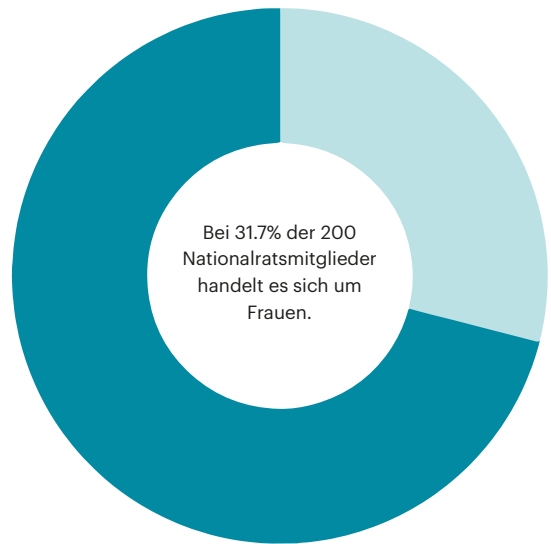
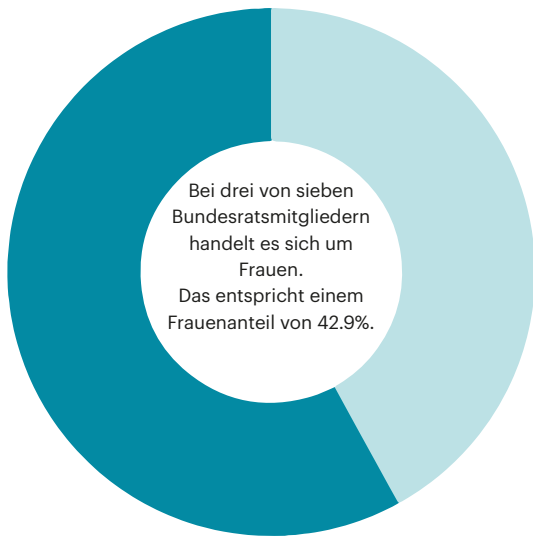
110 Bundesräte und neun Bundesrätinnen hatte die Schweiz bisher - eine magere Bilanz. Dennoch wird der Bundesrat seit den Wahlen im Dezember 2018, bei welchen die Politikerinnen Karin Keller Sutter (fdp.) und Viola Amherd (cvp.) gewählt wurden, gerne als Vorzeigebild für eine Schweiz verwendet, welche in Fragen Frauenrepräsentation in politischen Institutionen weit fortgeschritten ist. Einer paritätischen Aufteilung könnte man schliesslich kaum näher kommen.

Jedoch sind diese Zahlen nur wenig repräsentativ für das, was ausserhalb des Bundesrats abläuft. Findet man im Nationalrat noch knapp ein Drittel Frauen, so sind es in der kleinen Kammer des Parlaments, dem Ständerat, nicht mal mehr ein Sechstel. Bewegt man sich noch tiefer hinab auf die kantonale Ebene, so findet man gar Kantone, in denen keine einzige Frau Teil der Regierung ist. Das Schweizer Politsystem ist nach wie vor ein Männerladen und während im Dezember 2018 genaustens darauf geachtet wurde, dass ja zwei Frauen in den Bundesrat gewählt

werden, damit Simonetta Sommaruga (sp.) am Ende nicht als einzige weibliche Bundesrätin übrig bleibt, so scheint eine solche Priorität, je tiefer man sich hinabbeigt, immer mehr an Wichtigkeit zu verlieren. In nur drei der 26 Kantonsregierungen sind Frauen in der Überzahl.

Tief verwurzelte Konstrukte

Die Gründe für dieses Phänomen sind vielschichtig. «In der Politik werden zumeist die Lautesten wahrgenommen. Leider sind das meistens nicht die Frauen. Auch bei der SP kann das ein Problem sein», sagt die sozialdemokratische Nationalrätin Priska Seiler Graf, der feministische Themen ein grosses Anliegen sind. «Ausserdem gibt es Strukturen, die unser Denken - vielleicht auch unbewusst - beeinflussen, die dazu führen, dass wir Frauen für inkompetenter halten und sie daher nicht wählen. Viel zu lang haben wir Frauen nicht für voll genommen und ein wirklicher gesellschaftlicher Wandel scheint hier immer noch nicht ganz stattgefunden zu haben.»



Datenquelle: Bundesamt für Statistik
Stand: September/Oktober 2019

Als Frauen noch nicht in die Politik gehörten.

Eine Vorreiterposition hatte die Schweiz, wenn es um die politischen Rechte der weiblichen Bevölkerung ging, nie inne und das, obwohl Frauen stets die Mehrheit der Bevölkerung ausmachten. Während die meisten der umliegenden Länder das Frauenstimmrecht nach Ende einer der beiden Weltkriege - also 1918 oder 1945 - einführten, da ihnen während dieser bewusst wurde, dass ohne Frauen so vieles doch nicht ging, passierte in der Schweiz lange Zeit nichts. Zwar kamen von sozialdemokratischen und liberalen Seiten immer wieder Vorstösse, welche das Frauenstimmrecht forderten, doch sollte es bis 1971 dauern, dass Frauen ihr Stimmrecht auf nationaler Ebene erlangten.

«Als ich geboren wurde, da durften Frauen noch gar nicht wählen. Zwar hab ich davon als Kind nicht viel mitbekommen, aber allein schon die Erzählungen meiner Mutter haben mich wütend gemacht. Dieses Problem zeigt sich auch heute noch: In der Schweiz sind viele noch daran gewöhnt, dass Politik reine Männersache ist, was es den Frauen noch schwerer macht.» Dass zu Podiumsdiskussionen oder gar Fernsehsendungen wie der SRF Arena nur Männer eingeladen werden, das passiert häufig und trage nicht viel zu einer Verbesserung der Situation bei.

Typische Rollenbilder

Ein weiteres Problem sieht die Zürcher Politikerin in den Rollenbildern und typischen Verhaltensweisen, die von gesellschaftlichen Normen herühren. «Frauen haben immer das Gefühl, sie seien nicht gut genug. Ein Mann, der stellt sich einfach hin und sagt, er könne das, während eine

Frau ständig anzweifelt, ob sie denn nun gut und fachkundig genug ist, um eine gewisse Aufgabe in Angriff zu nehmen. Das macht es umso schwieriger für Frauen, an Machtpositionen zu gelangen, und lässt Männer kompetenter wirken. Ob diese das dann wirklich auch sind, sei dahingestellt.»

Der Verzicht auf die Karriere

Hinzukommt, dass Frauen ihre Karriere, wenn sie eine Familie gründen, oft hintanstellen und sich dagegen entscheiden, ein politisches Amt anzutreten. Erst kürzlich verwies die NZZ-Kolumnistin Birgit Schmid in ihrem Artikel «Warum Bundesräte Kinder haben - und Bundesrätinnen keine» auf die Tatsache, dass man lange nach einem Bundesrat suchen könne, der kein Vater war, während nur drei der bisherigen Bundesrätinnen Mütter waren: Micheline Calmy-Rey (sp.) und Eveline Widmer-Schlumpf (bdp.), deren Kinder zum Zeitpunkt, da sie ins Amt gewählt wurden, allesamt erwachsen waren, sowie Elisabeth Kopp (fdp.), die zu Hause bei ihrer Tochter blieb, bis diese in die Schule kam. «Solche Familienstrukturen, die in unserer Gesellschaft noch immer tief verankert sind, machen es für Frauen schwierig, sich in der Politik durchzusetzen. Für Männer scheint dies ein kleineres Problem zu sein, die können Väter und Politiker sein. Karriere und Familie müssen auch für Frauen vereinbar sein. Das ist essenziell, damit wir uns von diesen veralteten Rollenbildern lösen können.»

Junges Potenzial

Dennoch sollten wir nicht nur schwarzmalen: «Ich sehe vor allem bei den jungen Leuten einen positiven Wandel. Diese Konstrukte, die in der Denkweise meiner Genera-

tion noch stark vorhanden sind, scheinen bei vielen jungen Frauen, wie auch Männern immer mehr zu verschwinden. Ich hoffe, wir werden diese positive Entwicklung auch in Zukunft weiter beobachten können und in der Politik zu spüren bekommen.» Besonders im Engagement junger Menschen sieht die Politikerin daher grosses Potenzial. Natürlich wäre ihr das Politisieren auf linker Seite am liebsten, sagt sie, doch betrachte sie jede Art der politischen Anteilnahme, die den Diskurs fördert, als etwas Wertvolles und sie merkt an: «Zuletzt sollten wir die Hoffnung verlieren. Das Thema war selten präsenter und wir müssen jetzt handeln, da wir die Chance haben. Die Ansätze der verschiedenen Parteien mögen unterschiedlich sein, doch schon die vorhandene Thematisierung ist unheimlich wichtig, damit wir jemals etwas erreichen.» Aufgeben soll man bekanntlich nie.

Auf der Suche nach dem

Frauenstimmrecht

Noch nicht allzu lang ist es her, da hängen in den Schweizer Strassen noch Plakate, welche eine Botschaft klipp und klar verlauten liessen: Frauenstimmrecht? Nein danke. Als nach Ende der Weltkriege in vielen europäischen Ländern das Frauenstimmrecht auf nationaler Ebene eingeführt wurde, wurde 1946 noch immer Propaganda gegen das Frauenstimmrecht gemacht – mit Erfolg. Es sollte noch mehrere Jahrzehnte dauern, bis Schweizer Frauen politisch mit ihren männlichen Mitbürgern gleichgestellt wurden und das Stimmrecht auf nationaler Ebene erlangten. Der Versuch, 123 Jahre in neun Etappen festzuhalten.

1848

Bei der Gründung der Schweizer Eidgenossenschaft ist das Stimm- und Wahlrecht einzig und allein den Männern vorbehalten. Frauen hingegen müssen auf die politische Selbstbestimmung verzichten.



1890

Der Schweizerische Arbeiterinnenverband (SAV) wird gegründet und macht das Frauenstimmrecht ab 1893 zu einer ihrer zentralen Forderungen.



1904

Die SP nimmt das Frauenstimmrecht als erste Partei in ihr Wahlprogramm auf, nach dem bereits 1868 in einer anonymen Bittschrift das erste Mal die völlige Gleichstellung gefordert wurde.



1929

Mit insgesamt 249'237 Unterschriften wird eine landesweite Petition, die das Frauenstimm- und Wahlrecht fordert, eingereicht.



1957

Wurde in manchen der Nachbarländer bereits einige Jahrzehnte zuvor das Frauenstimmrecht eingeführt, so werden die Gemeinden des Kantons Basel-Stadt als erste ermächtigt, das Frauenstimmrecht auf Gemeindeebene einzuführen.



1959

Eine weitere landesweite Abstimmung geht negativ aus. Während alle Deutschschweizer Kantone gegen das Frauenstimmrecht stimmen, sagen die welschen Kantone Genf, Neuenburg und Waadt Ja.



1968

Nachdem das Stimmrecht auf kantonaler Ebene in Genf bereits 1960 eingeführt wurde, wird die Freisinnige Lise Girardin 1961 in den Genfer Verwaltungsrat und 1968 zur Genfer Stadtpräsidentin gewählt. Sie ist die erste Schweizerin, der ein solches Amt zuteilwurde.



1969

Angeführt von der SP-Politikerin Emilie Liebherr demonstrieren beim Marsch auf Bern circa 5'000 Menschen für das Frauenstimmrecht.



1971

Am 7. Februar wird das Stimm- und Wahlrecht für Frauen mit 65.7% Ja-Stimmen-Anteil angenommen. 123 Jahre nach Annahme der Bundesverfassung dürfen nun auch endlich Frauen an die Wahlurne.



Kommentar

Ein Plädoyer für das Selbstvertrauen

Der Aufbau eines gesunden Selbstbewusstseins ist für jede Frau, die sich emanzipieren und ein freudiges Leben im Einklang mit sich selbst führen möchte, unerlässlich – dennoch mangelt es den meisten daran.



Sich als Frau heute selbstbewusst und im Einklang mit dem eigenen Körper zu fühlen, ist keine einfache Sache. Von klein auf durch Medien, retuschierte Werbung und kulturelle Normwerte indoktriniert, die das eigene Selbstwertgefühl untergraben, ist es schwierig, ein positives Selbstbild zu entwickeln. Doch genau das braucht es, um in der postmodernen Welt weiterzukommen.

Viele Frauen tendieren dazu, ihre Fähigkeiten und Leistungen zu bagatellisieren, glauben nicht an sich, halten sich lieber zurück und reden sich dabei noch ein Gefühl der Minderwertigkeit ein - ein Phänomen, das schon in jungen Jahren beginnt und Frauen auf ganzer Welt in

ihren Ambitionen behindert. Eine Vielzahl Frauen leidet am sogenannten Impostor-Syndrom, das heisst, sie behaupten, dass sie einen Grossteil der Anerkennung, die ihnen für ihre verrichteten Taten zuteilwird, eigentlich gar nicht verdienen würden. Ihre Erfolge etikettieren sie als die Folge von Glück oder Zufall. Tiefverwurzelte gesellschaftliche Konstrukte und immer wiederkehrende Paradigmen haben uns zwangsläufig an einen Punkt geführt, an dem Frauen den Glauben in sich fast gänzlich verloren haben. Über Jahrtausende als das wertlose, dem Mann untergeordnete Geschlecht charakterisiert, sind viele der Normen, welche Frauen einst deklassierten, noch immer erhalten und tragen ihren Teil dazu bei, dass viele Frauen weiterhin glauben, sie müssten allen alles recht machen und sich ständig fügen, was eine dämonische Unterdrucksetzung zur Folge hat. Als Resultat leiden viele Frauen an mentalen Störungen wie einer Depression oder Essstörung. Selbstzweifel sind allgegenwärtig und auch sonst machen sich die Komplexe vielerorts bemerkbar.

Eine gute Menge Selbstvertrauen

Nur allzu häufig wird die niedrige Anzahl Frauen in Führungspositionen thematisiert und wir zeihen vielerlei Dinge dafür. Man kann es nicht abstreiten - Vorurteile, eine die Männer vorziehende Günstlingswirtschaft und Gewohnheit tragen durchaus einen grossen Teil dazu bei, doch geht im ungestümen Chaos der Empörung darüber oft ein weiterer wichtiger Aspekt verloren: Solange Frauen nicht an sich glauben, wird der Weg auf die Teppichetage für sie ein noch schwierigerer sein. Wenn Frauen nicht an sich glauben, werden sie ihre Ziele nicht verwirklichen, sich stets von anderen abhängig machen und die Dinge nie selbst in die Hand nehmen. Eine solche Mentalität kann in jeder Lebenssituation zum Verhängnis werden und macht Frauen langfristig einen Strich durch die Rechnung, wenn es darum geht, ihre Ambitionen zu erreichen. Gefährlich wird eine solche Haltung vor allem dann, wenn sie eine Blaupause für das Selbstwertgefühl junger Mädchen darstellt, die die Denkweise der sie umgebenden Frauen so schliesslich übernehmen werden. Der meist schon in jungen Jahren stattfindende Verlust des Selbstvertrauens ebnet zahlreichen Mädchen und Frauen den Weg auf eine endlos scheinende Abwärtsspirale, die desaströse Folgen mit sich bringt; eine Misere, der entgegengewirkt werden



muss. Sich immer wieder ins Gedächtnis zu rufen, was man schon alles erreicht hat - seien es kleinere Dinge in der Freizeit oder grosse berufliche Erfolge - kann einem vor Augen führen, dass man doch zu viel mehr fähig ist, als man es glaubt. Man muss sich seiner Stärken und Erfolge bewusst werden und diese auch als solche akzeptieren. Manchmal, da kann es auch helfen, sich mit Freund:innen auszutauschen oder neue Dinge auszuprobieren, die ausserhalb der eigenen Komfortzone liegen. Auch das Lesen von Büchern - ob Romane oder spezifisch auf das Selbstvertrauen ausgerichtete Sachbücher - kann hilfreich sein, wenn man dies gerne tut und dabei Neues lernt. Derweil findet man sogar auf Social Media etliche Kanäle, die versuchen, einem dabei zu helfen, das eigene Selbstvertrauen zu stärken. Letztlich gibt es viele verschiedene Vorgehensweisen, die einem auf dem Weg zu einem grösseren Selbstbewusstsein behilflich sein können und alle müssen für sich persönlich herausfinden, was am besten passt, doch ist eines sicher - am Ende sollte sich eine gute Menge Selbstvertrauen finden.



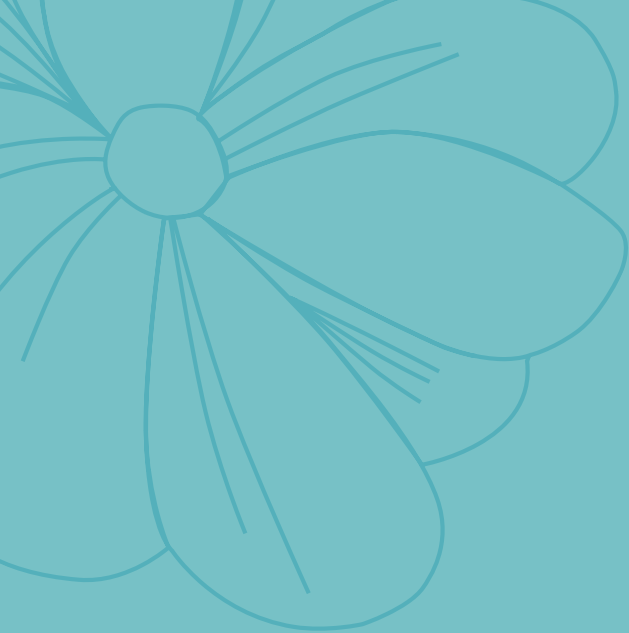
Die Kraft des An-sich-Glaubens

Selbstvertrauen befähigt uns dazu, selbstständig zu handeln, ermöglicht es, für sich selbst einzustehen, erhöht das Selbstwertgefühl und verleiht somit ein wenig mehr Gelassenheit und Resilienz. Es kommt von innen, ist nicht käuflich und muss erarbeitet werden. Hat man es mal gefunden, so bleibt es nicht sua sponte für immer vorhanden - es handelt sich nicht um ein einmalig zu erringendes Gut, sondern vielmehr um einen kontinuierlichen Prozess des laufenden Reflektierens seiner selbst und der Wahrnehmung und Äusserungen anderer. Nicht immer ist es einfach, Selbstwertgefühl

aufrechtzuerhalten. Manchmal wird man zweifeln, sich nicht wohlfühlen und nicht an sich glauben, aber auch das gehört dazu - stellenweise muss man Fehler einstecken und Misserfolge hinnehmen, sie sind Teil eines jeden Lebens. Doch gibt das Selbstvertrauen einem die nötige Kraft weiterzumachen, nicht an einer Niederlage zu zerbrechen und neuen Glauben in sich selbst zu schöpfen. Selbstvertrauen bedeutet, an sich selbst zu glauben und sich selbst zu vertrauen. Hierbei ist das Erkennen der eigenen Schwächen mindestens genauso wichtig, wie das Erkennen der eigenen Stärken. Um in Einklang mit sich selbst zu sein, müssen wir akzeptieren, dass wir selbst nur Menschen sind, die ab und zu Fehler begehen. Erst mit dieser Erkenntnis werden wir in der Lage sein, mit Dingen abzuschliessen und uns und unsere Taten aus einer reflektierteren Perspektive zu betrachten. So bedarf es zum Beispiel eines ausreichenden Selbstbewusstseins, um zu konstatieren, wann Werbetreibende versuchen, unsere Ängste und Schwächen zu monetarisieren. Angesichts dieser Erkenntnis gilt es, bewusste Entscheidungen zu treffen und sich nicht blind der Kaufdiktatur der Marketingunternehmen hinzugeben. Oft ist diese Verantwortung um einiges grösser, als wir es zuerst wähenen.

Für bessere Zeiten

In Zeiten von archaischen Normvorstellungen, idealisierten Trugbildern und Aufmerksamkeitsökonomie gibt es vieles, was uns daran hindert, unser Selbstvertrauen - einst verloren - wieder zurückzugewinnen, und dennoch handelt es sich hierbei um eine Lebensaufgabe, die wir bewältigen müssen. Es wird immer Tage geben, an denen wir uns nicht wohlfühlen und uns nicht vertrauen, doch dürfen diese um keinen Preis überhandnehmen. Solange Frauen parieren und sich ständig anpassen, wird sich am gesellschaftlichen Kanon nichts ändern - wir müssen die Dinge zur Sprache bringen und auf Absurditäten aufmerksam machen, uns ab und zu etwas trauen und schon bei den ganz Kleinen anfangen: Um künftigen Generationen die Pein zu ersparen, sollten wir es uns von Anfang an zum Ziel setzen, Mädchen, aber auch Jungen, grosszuziehen, die ihren Selbstwert nicht am Vergleich mit anderen festmachen. Nur so wird es uns gelingen, Vorurteile zu bekämpfen, obsoletere Normen zu beseitigen und stark und unabhängig zu werden.



Es gibt einige Menschen, ohne die diese Arbeit in der hiesigen Form nicht entstanden wäre. Dafür möchte ich mich bedanken.

Zuallererst wäre da Franziska Meister, meine Betreuungsperson, welche mir bei Fragen stets zur Seite stand, mich fachkundig beriet und mir half, wann immer ich Hilfe benötigte.

Ebenfalls bedanke ich mich bei meinen Interviewpartner-innen, die mir Fragen beantworteten, einen Einblick in ihre Welt und Gedanken gewährten und ohne die ein Grossteil dieser Arbeit nie zustande gekommen wäre.

Ein grosser Dank gebührt zudem meinen Freund-innen und meiner Familie, welche mir beim Verfassen dieser Arbeit den Rücken stärkten und mich unterstützten, wo sie nur konnten:

Lydia Gmür, für das Korrekturlesen dieser Arbeit und ihre hilfreichen Verbesserungsvorschläge.

Stefan Wittwer, für das Beantworten etlicher Fragen, das Korrekturlesen, sein kritisches Feedback und den von ihm verfassten Gastartikel.

Linda Murray, für den «Gut zum Druck»-Check in letzter Minute.

Janine Halbheer, für ihre Bereitschaft, als Fotomodell für diese Arbeit zu posieren.

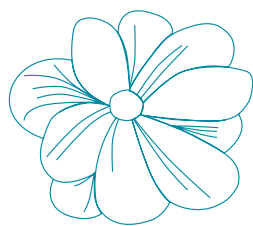
Meine Grosseltern, welche immer für mich da sind und mich auch bei dieser Arbeit unterstützten.

Herzlichen Dank!

Alle in dieser Arbeit verwendeten Illustrationen ohne Vermerk am unteren Bildrand wurden eigenhändig erstellt.

Druck

WIRmachenDruck Schweiz GmbH



feminin